

2.

Empirische Vorderwelt und mythische Hinterwelt.
Johann Wolfgang von Goethe,
»Die Wahlverwandtschaften« (1809)

Der Aberglaube ist die Poesie des
Lebens, deßwegen schadet's dem Dichter
nicht, abergläubisch zu sein.¹

Widersprüchliche Rezeption

Die meisten neueren Interpretationen der »Wahlverwandtschaften« beruhen auf einem realistischen Verständnis des Romans – ›realistisch‹ in dem Sinn, daß die Interpreten von einer grundsätzlichen Ähnlichkeit der im Roman beschriebenen Welt zu unserer Alltagswelt ausgehen. Was uns im Rahmen heutiger Auffassungen in einem lebensweltlich-praktischen Sinn als notwendig, wahrscheinlich oder möglich gilt, wird wie selbstverständlich als Erklärungsrahmen für die erzählte Welt des bald zweihundert Jahre alten Romans eingesetzt. Was immer als unwahrscheinlich oder unmöglich aus dem Rahmen des empirisch Möglichen herausfällt, wird in den realistischen Interpretationen anhand mehr oder weniger akrobatischer Konstruktionen als uneigentlicher, symbolischer Ausdruck eines eigentlich gemeinten realitätskompatiblen Gehalts aus dem Weg geräumt – offenbar in der Meinung, man brauche die für ein realistisches Verständnis unbequemen Teile des Romans »allzu wörtlich [...] nicht verstehen«.² So kann dann behauptet werden: »the principle of verisimilitude [...] controls every detail of the text«, und: »no real miracles occur in ›Die Wahlverwandtschaften‹«.³

Diesen Versuchen steht ein Interpretationsansatz entgegen, der eine radikale Verschiedenheit unserer modernen Welt von der in den »Wahlverwandtschaften« dargestellten behauptet und die erzählte Welt des

1 Goethe, Werke (Weimarer Ausgabe), I, 42/II, S. 128 (»Aus dem Nachlaß: Eigenes und Angeeignetes« [1822]).

2 Allemann, Schwierigkeit, S. 129.

3 Atkins, S. 14 u. S. 21.

Romans als eine mythische auffaßt. Das entschiedenste Beispiel hierfür ist Walter Benjamins Essay, in dem es heißt, in der Romanwelt herrsche eine Ordnung, »deren Glieder unter einem namenlosen Gesetze dahinleben, einem Verhängnis, das ihre Welt mit dem matten Licht der Sonnenfinsternis erfüllt«. »Das Mythische ist der Sachgehalt dieses Buches: als ein mythisches Schattenspiel in Kostümen der Goethezeit erscheint sein Inhalt.«⁴ Vor allem mit Bezug auf die Ottilie-Figur und auf Goethes Begriff des Dämonischen haben auch andere, meist ältere Interpretationen gemeint, im Romangeschehen sei einiges »nicht geheuer«.⁵ Weiterführungen, aber – wie noch zu zeigen sein wird – auch Reduktionen dieses Ansatzes sind unter den Untersuchungen der letzten Jahre etwa diejenigen von Bernhard Buschendorf, Gustav Seibt/Oliver Scholz und Waltraud Wietölter.⁶

Im Widerstreit der Interpretationen von heute setzt sich die zwiespältige Wirkung fort, die der Roman von Anfang an ausgelöst hat. Wie kein anderes Werk seines Autors stieß er bei der Veröffentlichung ebenso auf höchste Bewunderung wie auf schroffe Ablehnung. Noch 1827 vermerkte Goethe, das Publikum habe »sich gegen meine ›Wahlverwandtschaften‹ wie gegen das Kleid des Nessus gebärdet«.⁷ In der Tat reichen die Rezeptionszeugnisse von Friedrich Karl von Savignys Begeisterung über das »klare, herrliche Buch« (H 140) bis hin zu Friedrich Heinrich Jacobis empörtem Verdikt über die »Himmelfahrt der bösen Lust« (H 113). Zwei Leser des Romans ließen sich unter dem Eindruck der Lektüre sogar zu weitreichenden und bezeichnend gegensätzlichen Handlungen bewegen. Es wird berichtet, die Lektüre der »Wahlverwandtschaften« habe den preußischen Offizier Moritz von Bardeleben dazu bewogen, »daß er eine brave und kluge, wenn auch nicht anmutige Frau, mit der er bisher sehr gut gelebt hatte, absetzte, um eine unbedeutende Demoiselle zu heiraten, von der er behauptete, nicht lassen zu können« (H 212). Dem Dichter Zacharias Werner hingegen gab die Lektüre der »Wahlverwandtschaften« den Anstoß zu seiner Konversion zum Katholizismus.⁸

4 Benjamin, S. 135 u. S. 140f.

5 Hankamer, S. 283 – gern mit einer raunenden Wendung ins Allgemein-Menschliche versehen: »das undeutbare Wirken und Weben der Kräfte wird sichtbar, aus dem das menschliche Leben seine Form gewinnt« (ebd., S. 237). Diese »irrationalistische Richtung der ›Wahlverwandtschaften‹-Interpretation« resümiert Schwan, S. 135-144.

6 Auf Vertreter beider Interpretationsrichtungen nehme ich im folgenden punktuell Bezug.

7 Härtl (Hg.), ›Die Wahlverwandtschaften‹: Eine Dokumentation, S. 328. Zitatnachweise daraus im folgenden mit Sigle ›H‹ und Seitenzahl.

8 S. H 216.

Der Widerstreit der Interpretationen bezog sich indes nicht nur auf die moralische Deutung und Bewertung des Romans, sondern auch auf seine künstlerische Komposition und insbesondere auf die Motivierung des dargestellten Geschehens. Auf der einen Seite unterstrichen Rezensenten wie Johann Friedrich Ferdinand Delbrück die »künstlerische Eigenthümlichkeit, welche das Werk [...] durch die vielen aufgezogenen und vielfach verschlungenen Fäden« erhält, die dem Geschehen »den Charakter unvermeidlicher Nothwendigkeit und gebieterischer Vorherbestimmung geben« (H 289). Dem stehen distanzierte Urteile von Lesern wie Wilhelm von Humboldt und Christoph Martin Wieland gegenüber. »Schicksal und innere Nothwendigkeit vermisse ich vor allen Dingen darin«, schreibt Humboldt (H 141); schärfer noch ist Wielands Kritik »dieses seltsamen Machwerks«: Die »Wahlverwandtschaften« seien

»ein *farrago*, ein Mischmasch von *Dialogen* und Vorlesungen über Gartenkunst, Baukunst, Decorationskunst, Malerei, Bildnerei, Musik, Mimische Kunst, u. Gott weiß über wie viele Künste, und von *Auszügen* aus andern Büchern, die eben so gut in jedem anderen stehen könnten. [...] und wie viel fehlt daran, daß das, was geschieht, was er seine Hauptpersonen *thun* läßt, psychologisch *wahr*, zusammenhängend, und mit dem, was er uns anfangs von ihnen erwarten ließ, übereinstimmend sei? Gewiß, vor Zwanzig oder Dreißig Jahren würde er sich geschämt haben, eine solche Composition einen Roman zu nennen?« (H 165)

Bedenkt man diese zeitgenössische Rezeption, wird Wilhelm Grimms Erstaunen verständlich, daß unter Goethes Werken besonders die »Wahlverwandtschaften« »so verschiedenartige Urteile erzeugen und unendliche Ansichten zulassen [...], so daß schon jeder einzelne Charakter seinen Freund oder Feind gehabt hat und alles schon gut oder schlecht gewesen« (H 80).

Die Tatsache, daß die »Wahlverwandtschaften« in so starkem Maße nicht nur verschiedene, sondern miteinander unvereinbare Interpretationen provoziert haben und immer noch provozieren, legt die Vermutung nahe, daß der Zwiespalt in der Struktur des Romans angelegt ist – die widersprüchlichen Interpretationen entstünden so aus widersprüchlichen Vorgaben des Textes. In der Tat soll im folgenden plausibel gemacht werden, daß sowohl das realistische wie auch das mythische Verständnis dem Text angemessen sind; jeweils allein genommen verfehlen jedoch beide seine Komplexität. Die erzählte Welt der »Wahlverwandtschaften« ist radikal doppeldeutig, nämlich auf paradoxe Weise realistisch und mythisch zugleich.

Viele der Geheimnisse, die Goethe nach eigener Aussage in die »Wahlverwandtschaften« »hinein versteckt«⁹ hat, sind inzwischen aufgedeckt worden. Dazu gehören zahlreiche *textinterne* symbolische und kabbalistische Bezüge und Leit motive; zudem haben in den letzten Jahren die Arbeiten von Jeremy Adler, Bernhard Buschendorf, William J. Lillyman, Heinz Schlaffer, Waltraud Wiethölter und anderen eine Vielzahl *textexterner* alchimistischer, chemischer, ikonographischer, platonischer und neoplatonischer Bezüge aufgedeckt. Diese Nachweise haben viel beigetragen zur Aufhellung der »Hinterwelt«¹⁰ des Romans im Unterschied zu seiner, empirisch-kausalen Regeln folgenden, realistischen »Vorderwelt«: die *textinternen* insofern, als sie die kompositorische Motivation des Geschehens aufdecken, die *textexternen*, insofern sie die intertextuellen Verweise dessen, was in den »Wahlverwandtschaften« dargestellt wird, belegen. In meiner eigenen Interpretation geht es mir weniger um die Aufdeckung weiterer Bezüge dieser Art als vielmehr um die Frage, was es für die erzählte Welt der »Wahlverwandtschaften« ontologisch bedeutet, daß es diese Bezüge gibt. Nicht nur die »realistischen«, sondern auch die meisten der auf die »Hinterwelt« ausgerichteten Interpretationen fragen danach merkwürdigerweise nicht. Letztere analysieren den Romantext *mythologisch* als Puzzlespiel verschiedenster intertextueller Verweise, aber sie beschreiben die erzählte Welt nicht als *mythische*. In Waltraud Wiethölters umfangreicher Studie »Legenden. Zur Mythologie von Goethes »Wahlverwandtschaften« werden zum Beispiel weitreichende Nachweise der Bedeutung des Marienlebens für die Figur der Ottilie mit der Einschränkung versehen, diese Bezüge gälten nur »im Gleichnis und nicht innerhalb dessen, was der Fiktion nach für real zu gelten hätte«.¹¹

Meine Textanalyse ist in zwei Schritte gegliedert, die zwei einander gegenläufigen Strategien des Textes entsprechen. Als erstes ist zu zeigen, daß die Figuren des Romans aus einem scheinbar fest gegründeten Wirklichkeitsverständnis in eine tiefgreifende Verunsicherung geraten.

9 Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 20, S. 346 (Brief an Karl Friedrich Zelter vom 1. 6. 1808).

10 Schlaffer, Namen, S. 221. In ähnlichem Sinn spricht Lugowski vom »hinterweltlichen Charakter« mancher Erzählwerke: »Der eigentlichen Handlung liegt eine vorgezeichnete Seinsstruktur zugrunde, die im Laufe der Handlung in ihren einzelnen Zügen ans Licht gebracht wird« (F 28).

11 Wiethölter, S. 29. Auch Gustav Seibt und Oliver Scholz sehen die Bezüge zum Narziß- und Androgynenmythos und zur Alchemie in der erzählten Welt des Romans nur durch das »illusionäre Wunschdenken« der Figuren vermittelt (Seibt/Scholz, S. 622).

Eine Welt, in der (nach Meinung der Protagonisten) empirisch-realistische *Geschichten* stattfinden, wird reduziert auf eine Welt, in der es nur noch *Geschehen* im Sinne einer bloßen Folge von Veränderungen ohne Erklärungszusammenhang zu geben scheint. Der zweite Interpretationsschritt soll dann beschreiben, wie dieser desintegrierenden Tendenz eine andere entgegenwirkt, die die auf Geschehen reduzierte Handlung des Romans in eine mythische Geschichte umzuformen scheint. Die Doppeldeutigkeit der »Wahlverwandtschaften« besteht in der entschiedenen Unentschiedenheit, mit der die beiden Konzeptionen von Wirklichkeit, die realistische und die mythische, in der Schwebelage gehalten werden.

Was könnte beruhigender sein als die berühmten ersten Sätze des Romans:

»Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilmittags zugebracht, um frisch erhaltene Pflanzfreier auf junge Stämme zu bringen. Sein Geschäft war eben vollendet; er legte die Gerätschaften in das Futteral zusammen und betrachtete seine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und sich an dem teilnehmenden Fleiße des Herrn ergetzte.« (W 242)¹²

Zwar unterbricht der Erzähler seine Satzkonstruktion schon nach dem ersten Wort durch einen syntaktischen Einschub, der mit seiner Betonung des Erzählakts die Arbitrarität des Erzählten hervorhebt. Doch sorgt der souveräne epische Erzählstil dafür, daß keine grammatische und erzähllogische Unsicherheit beim Leser entstehen kann, indem das syntaktische Bezugswort »Eduard« vorsorglich nach dem Einschub wiederholt wird. Und wie angenehm ist doch, was man zu lesen bekommt. Eduard ist reich, adlig und nicht nur im besten Alter, sondern »Mannesalter« – eine Konkretisierung mit versprechendem Beigeschmack. Er hat nicht etwa einen langen, ermüdenden Arbeitstag hinter sich, sondern nur eine »Stunde«, und zwar die schönste des Tages. In dieser anregenden, aber kaum erschöpfenden Zeit hat er sein Geschäft nicht einfach »be-«, sondern »vollendet«. Er »bringt« Pflanzfreier auf die jungen Stämme – das klingt eher nach mühelosem Spiel als nach körperlicher Anstrengung. Mit Vergnügen blickt Eduard auf seine »Arbeit« (was hier bezeichnenderweise das fertige Produkt, nicht den Prozeß der Produktion meint), und »sich ergetzend« blickt der Gärtner, dessen Lebensunterhalt das ist, was sein Arbeitgeber als Liebhaberei betreibt, auf Eduard.

Blickt man über die erste Szene hinaus auf die Romanhandlung insgesamt, so scheint sie dort zu beginnen, wo populäre Romane und Theater-

12 Zitatnachweise im folgenden nach der Hamburger Ausgabe mit Sigle »W« und Seitenzahl.

stücke aufhören: mit dem Schlußtableau eines happy ending in Gestalt einer Liebesheirat.¹³ Eduard hatte sich Charlotte, informiert der Erzähler, durch seine »hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben« (W 249). Klingt hier jedoch nicht ein Mißton durch? »Romanenhaft« – Eduards Treue erscheint plötzlich von zweifelhafter Dignität. Grimms »Deutsches Wörterbuch« gibt noch 1893 als einzige Bedeutung dieses Wortes an: »wunderbar, der Wirklichkeit nicht entsprechend, wie in einem Roman.«¹⁴ Eduards »romanenhafte Treue« erklärt sich weniger aus Prinzipien, die dem Leben abgewonnen wurden, als vielmehr aus dem Vorbild lebensferner literarischer Klischees. Solche Überlagerung des Lebens durch die Kunst wird später erneut hervorgehoben. Eine Bemerkung des Grafen im 10. Kapitel des Ersten Teils liest sich wie ein Kommentar zum Beginn der »Wahlverwandtschaften«:

»Wir mögen uns die irdischen Dinge und besonders auch die ehlichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Komödie sehen wir eine Heirat als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Akte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach.« (W 309)

Man meint, diese, in der Komödie handlungsabschließende »momentane Befriedigung« in Eduards »Vergnügen« wiederzuerkennen, mit der er sein Propfwerk betrachtet. Doch seine Ehe mit Charlotte ist – entgegen mancher Interpretation – bereits zu Beginn der Romanhandlung kein »stable household«¹⁵ auf dem Fundament einer »genügsam sicheren Lebensordnung«,¹⁶ sondern hier schon, als Verwirklichung eines »verschobenen Wunsches« (W 309), von verborgener Instabilität. Die Ehe ist doppelt verschoben: in der Zeit und, weil im Lauf der Zeit das vermeintlich Gleichgebliebene etwas anderes geworden ist, im Gehalt. Über die Vorgeschichte der Ehe wird der Leser an verschiedenen Stellen des Romans informiert. Charlotte und Eduard waren in ihrer Jugend das »schönste Paar bei Hof« (W 311), »ein wahrhaft prädestiniertes Paar« (W 312), zwei, die »sich nur ineinander bespiegelten« (W 311). Sie hatten auch, wie

in Romanen und Komödien, mit »Hindernissen« (W 317) zu kämpfen und »Abenteuer« (W 317) zu bestehen. Anders als in solcher Literatur ließen sie sich jedoch tatsächlich ablenken und gingen Ehen mit anderen ein. Ihre individuellen Charaktere und die Kontingenz der Wirklichkeit verhinderten so zunächst die Umsetzung des literarischen Schemas. »Eduard habe ich doch oft im stillen getadelt«, bekennt der Graf, »daß er nicht beharrlicher war« (W 312) – so unbeirrt beharrlich, wie man es von einem Roman- oder Komödienhelden eben erwartet; aber auch »Charlotte war nicht ganz ohne Schuld« am Mißerfolg von Eduards Werben, »nicht ganz rein von allem Umhersehen« (W 312).

»Wir wollen versuchen [...] wieder einzubringen, was wir versäumt haben« (W 313), sagt Charlotte. Das erste Zusammentreffen mit Eduard nach dem Tod ihrer ersten Ehepartner stand unter dem Zeichen der Vergangenheit: »Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung« (W 246). Die weitere Romanhandlung wird zeigen, daß der »Kairós«¹⁷ ihrer Ehe verpaßt und »das früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück« (W 246) nicht von Dauer ist. Der Makel der Verspätung verbirgt sich hinter dem vermeintlich stabilen Anfang des Romans, der doch andauernder Glücks- und Endzustand des Paares sein sollte. Zwar hatte sich die wegen der Eheschließungen mit anderen Partnern scheinbar auf immer verpaßte Gelegenheit durch den Tod der anderen Ehegatten ein zweitesmal ergeben – »hier hat der Tod willig getan, was die Konsistorien sonst nur ungern zu tun pflegen« (nämlich Scheidungen) (W 311). Doch mußte »das Opfer der besten Jahre gebracht werden«, und gegenüber früher ist jetzt »weder von so glänzenden Zeiten noch von so hervorleuchtenden Gestalten«, wie die jungen Eduard und Charlotte es waren, die Rede, da sich inzwischen »so manches verändert hat« (W 311). Noch nach der Ankunft des Hauptmanns heißt es, dieser und Eduard hätten »am Gegenwärtigen manche Beschäftigung«, doch genauso wenig fehlt es an der »Erinnerung vergangener Tage«; auch anhand der Reisejournale bemüht man sich, »die Vergangenheit hervorzurufen« (W 262). Viel später wird Eduard zu der Erkenntnis kommen: »Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisieren will, betriegt sich immer [...] Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird!« (W 448). Auch der lebenskluge Graf weiß, daß der Schein der Kunst der Prosa des Lebens nicht genügen kann, wenn er sein oben zitiertes Bonmot über die Eheschließung als Schlußpunkt von Lustspielen mit den Worten fortsetzt: »In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fortgespielt, und

13 Vgl. Beddow, S. 2.

14 Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 14 (1893), Sp. 1154. Adelung im Jahr 1798: »Romanenhaft [...] einem Romane, einer wunderbaren Erzählung ähnlich [...]. Romanenhafte Begriffe von der Liebe haben« (Adelung, Bd. 3, S. 1155).

15 Tanner, S. 179.

16 Hankamer, S. 49.

17 Henkel, S. 7.

wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören« (W 309).

Zurück zur Anfangsszene des Romans, die Eduard in seiner Baumschule zeigt. Nicht nur Eduards Ehe, sondern auch der unmittelbare Gegenstand seiner Beschäftigung, die Propfreiser, stehen in einem verschobenen Verhältnis zur Vergangenheit. Im 17. Kapitel des ersten Teils sagt der Gärtner »bedenklich« zu Ottilie:

»Ich wünschte nur, daß der gute Herr [Eduard] viel Freude daran [an den Ppropfreisern] erleben möge. Wäre er diesen Herbst hier, so würde er sehen, was für köstliche Sorten noch von seinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten stehen. Die jetzigen Herren Obstgärtner sind nicht so zuverlässig, als sonst die Kartäuser waren.« (W 350)

In den Katalogen finde man wohl lauter »honette Namen«, doch die aus dem Katalog ausgewählten Bäume seien der Mühe nicht wert, klagt der Gärtner weiter. Sie stünden weit hinter denjenigen zurück, die ursprünglich hierher gehörten und im alten Schloßgarten standen, bevor Eduard und Charlotte anfangen, die Umgebung des Schlosses umzuformen. Früher, in der guten alten Zeit – das meint zu Zeiten des Vaters, nicht Eduards zu Zeiten der Kartäuser, nicht der »Herren Obstgärtner«. Natürlich ist der Gärtner, der so weise spricht, selbst ein »guter alter Mann«, der sein Handwerk »vollkommen« versteht (W 350).

Die vermeintlich idyllische Gegenwart des Romanbeginns enthüllt sich so mit Blick auf die Vergangenheit als prekäre und defizitäre Fortsetzung einer verpaßten Liebesgeschichte und, in ihrer Gartenkunst, als vergebliche Imitation eines überlegenen väterlichen Vorbildes. Die Eingangsszene ist jedoch auch auf die Zukunft gerichtet. Man ist in der Baumschule, die Stämme sind noch jung, Eduard hat die Ppropfreiser gerade frisch erhalten. Es ist April, das Jahr wird seine Früchte erst noch tragen. Was heute gepflanzt ist, wird bald zu genießen sein. Man baut auf die Zukunft und darf auf sie bauen. Sie wird Neues bringen, aber nichts grundsätzlich Neues. So kommt Eduards Zufriedenheit mit der Gegenwart auch durch die ruhige Gewißheit zustande, mit der er in die Zukunft sieht. Die zuversichtliche Erwartung ist Bestandteil der idyllischen Wahrnehmung der Gegenwart.

Doch täuscht diese Eingangsszene nicht nur als vermeintlich krönender Schlußpunkt vergangener Ereignisse, sondern auch, wenn man sie als zukunfts-gewisse Idylle liest – und so muß sie jeder Leser verstehen, der den Rest des Romans nicht schon kennt. Zunächst einmal wird sich herausstellen, daß Eduards Arbeit an den Ppropfreisern sich nicht lohnt. Der Gärtner sagt später über die Ppropfreiser: »Man ppropft und erzieht,

und endlich, wenn sie Früchte tragen, so ist es nicht der Mühe wert, daß sie im Garten stehen« (W 350).¹⁸

Eine weitere Irreführung liegt schon im ersten Wort des Romans, denn Eduard hat seinen Namen nicht kategorisch vom auktorialen Erzähler zugewiesen bekommen (wie das »so nennen wir« suggeriert), sondern er selbst, der ursprünglich Otto hieß, hat ihn sich gewählt (W 258). Darüber hinaus ist der Namenswechsel, wie schon die bereits erwähnten Ppropfreiser, charakteristisch für die »Desorganisation symbolischer Ordnungen«,¹⁹ die den ganzen Roman durchzieht. Veränderungen und Ersetzungen vorgegebener Ordnungen begegnen überall – am auffälligsten vielleicht in Form der »neuen Schöpfungen« (W 242) Eduards, Charlottes und des Hauptmanns, die an die Stelle der gegebenen Topographie gesetzt werden: die neuen Wege, Treppen und Parkanlagen (W 242 u. 262), die Mooshütte (W 243), die Zusammenführung der drei Teiche zu einem See (W 303 u. 332), die Umpflanzung der Platanen und Pappeln, die Eduard gegen die Absicht seines Vaters, der sie ausroden wollte, durchsetzt (W 260 u. 303). Selbst Ottilie ist an diesen Veränderungen beteiligt; sie gibt die Idee zum Bau des Lusthäuschens oben auf der Anhöhe, dessen spätere unglückbringende Rolle gleich bei seiner ersten Erwähnung indirekt signalisiert ist, indem es in einen signifikanten Gegensatz zum unten gelegenen Schloß gestellt wird, das »die Alten mit Vernunft hieher gebaut, denn es liegt geschützt vor den Winden und nah an allen täglichen Bedürfnissen« (W 295). Mit den »neuen Schöpfungen« wird eine gegebene Ordnung nicht nur *ersetzt*, sondern auch *verletzt*; denn im internen Bedeutungssystem des Romans besteht meist eine evaluative Hierarchie zwischen der alten und der neuen Position. Der originäre Platz ist der ursprünglich gegebene, durch Tradition verbürgte und durch die Stabilität des Hergebrachten beglaubigte, der neue Platz ist hingegen arbiträr, umstritten und instabil. Wird die neue Ordnung von den Protagonisten zunächst gegenüber der alten als positiv markiert, so kehrt sich die Markierung im Verlauf des Geschehens um: die neue Ordnung erweist sich als instabil und unglücksbringend, die alte als inzwischen verlorener Ort vernünftiger Ordnung.

Die Eingriffe in gegebene Ordnungen wirken sich auch auf die Haltung der Protagonisten zur Zukunft aus. In der Anfangsszene des Romans erscheint die Zukunft noch in einem regelhaften und beherrschbaren

18 Bernhard Buschendorf weist nach, daß Eduard mit den Attributen des Baumppropfens in der ikonographischen Tradition der saturnischen Melancholia steht (Buschendorf, S. 151-154).

19 Wellbery, S. 291.

Zusammenhang mit der Gegenwart. Doch im weiteren Verlauf stellt sich heraus, daß ein solcher Zusammenhang nicht besteht. Der erste »wahrhaft fröhliche Sommer« ihres Lebens, den Charlotte sich »zusammengebaut« zu haben meint, ist in Wirklichkeit der Beginn einer katastrophalen Krise. Auch Eduard, der sich Charlotte durch »hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben« hat, möchte nun vergeblich durch Hinzuziehung des Hauptmanns »sein ganzes Dasein gleichsam abschließen« (W 249). Immer wieder versuchen die vier Protagonisten, das Geschehen in einen Verstehenszusammenhang zu bringen, aus dem sie sinnstiftende Erklärungen für das vergangene und verlässliche Erwartungen für das künftige Geschehen ableiten könnten. Ein einprägsames Bild für das ständige Bemühen, die Kontingenz des Wirklichen in ein sinnvolles Ganzes zu fassen, wird im ersten Kapitel gegeben, in dem Charlotte Eduard an ihren gemeinsamen Plan erinnert, seine Reisetagebücher zu ordnen, um »aus diesen unschätzbaren, aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und andere erfreuliches Ganze zusammen[zu]stellen« (W 247). (Auch hier erweist sich übrigens die alte Zeit der neuen als überlegen. Eduards Tagebücher befinden sich in einem »verworrenen« Zustand, während die »alten Tagebücher« seines Vaters, aus denen Eduard das Datum der Platanenanpflanzung rekonstruieren kann, »sehr ordentlich geführt« sind [W 334].)

Die vier Protagonisten versuchen, natürliche Zeichen in arbiträre, Natur in Kultur, Leben in Kunst, Zufall in Sinn zu verwandeln. Charlotte ordnet den Kirchhof um, indem sie die »zufällig entstandenen« (W 362) Grabhügel einebnet, alle Grabsteine »von ihrer Stelle« rückt (W 361) und sie »den Jahren nach [...] an der Mauer« anordnet (W 254). So entsteht zwar ein »angenehmer Raum« (W 254), der »eine heitere und würdige Ansicht« gewährt (W 361). Doch unter den Gemeindegliedern regt sich Protest, »da man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht« (W 361). Denn: »Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal [wie die willkürlich neugeordneten Grabsteine], denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig« (W 362). Die reale räumliche Nähe zwischen Grabhügel und Leichnam wird hier ersetzt durch die abstrakte semantische Relation zwischen dem zum bloßen Denkmal entleerten Grabstein und der Person, zu deren Andenken er gesetzt worden ist. Eine Hausapotheke und »alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nötig sein möchte« (W 268), wird eingerichtet, ein »vorzüglicher« Feldchirurgus (W 268) angestellt; beides ist zwar nützlich beim ersten Unglücksfall an Otiliens Geburtstag (W 339), doch der Tod des eigenen Sohnes wird damit nicht verhindert. Charlotte, »da sie gern leben

mochte, [suchte] alles Schädliche, alles Tödliche zu entfernen« (W 268) und lobt an den Frauen gegenüber den Männern: »Die Willkür wissen wir besser zu beherrschen als ihr« (W 288). Noch nach dem Tod ihres Sohnes bemüht sich Charlotte vergeblich darum, »in das Gleis des gesetzmäßigen Lebens« zurückzukehren, auf daß »alles beim alten« bleibe (W 351). Und doch sterben ihr am Ende auch noch Ehemann und Pflgetochter.

Immer wieder zerstört ein Zufall die Bemühungen um ein »hübsches Ganzes« (so Eduard, W 247) und erzwingt ständig neue Anpassungen des Erklärungsschemas an die widerständige Realität. Versteht man Geschichten als Integration einer zeitlichen Folge von Ereignissen in einen sinnhaften Zusammenhang, so kann man sagen: Die Protagonisten werden aus Geschichten in blinde Ereignisfolgen zurückgeworfen. Bei den Protagonisten selbst setzt sich diese Erkenntnis nicht durch. Resignation und Fatalismus wechseln ab mit immer neuen Absichten und Plänen. Charlotte scheint sich zwar nach dem Tod des Kindes mit der Uneinsichtigkeit und Unveränderbarkeit der Ereignisse abgefunden zu haben, wenn sie sagt:

»Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen: es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen.« (W 460)

Auch bei anderer Gelegenheit meint Charlotte: »Indem uns das Leben fortzieht, [...] glauben wir aus uns selbst zu handeln, unsre Tätigkeit, unsre Vergnügungen zu wählen, aber freilich, wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genötigt sind« (W 417). Aber dann glaubt sie fälschlicherweise doch zu wissen, worauf »das Schicksal« es eigentlich abgesehen habe, nämlich auf die Vereinigung von Eduard und Ottilie, und erklärt sich einverstanden mit einer Scheidung. Auch der Major und Eduard sehen den Tod des Kindes als eine »Fügung« (W 461) an, die alle Hindernisse auf dem Weg zu den neuen Verbindungen zwischen Eduard und Ottilie und dem Major und Charlotte beseitige. Alle drei täuschen sich in ihrer Erwartung.

»In der Welt ist es anders« als in den Lustspielen, hatte der Graf gesagt (W 309), wie »überhaupt in der Welt so wenig eine gehoffte Folge« zeige (W 311). Die Baroness drückt die gleiche Einsicht in die unkontrollierbare Widerständigkeit des Faktischen aus, als sie sagt, »gewöhnlich geschähe das nicht, worauf man sich so lange voraus freue« (W 316). Ein ähnliches Fazit der vergeblichen und verworrenen Bemühungen der Protagonisten scheint der vormalige Geistliche Mittler, der selbst sein komfortables

Dasein einem Zufall, nämlich einem »ansehnlichen Lotteriegewinst« (W 255) verdankt, bereits ganz zu Anfang des Romans auszusprechen, als ihn Charlotte und Eduard wegen der Einladung an den Hauptmann und Ottilie um Rat fragen:

»Wer ein Übel los sein will, der weiß immer, was er will; wer was Bessers will, als er hat, der ist ganz starblind – Ja ja! lacht nur – er spielt Blindekuh, er ertappt vielleicht; aber was? Tut, was ihr wollt: es ist ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu euch, laßt sie weg: alles einerlei! Das Vernünftigste habe ich mißlingen sehen, das Abgeschmackteste gelingen.« (W 256)

Diesmal stimmt ihm selbst Charlotte zu: »Alle solche Unternehmungen sind Wagestücke. Was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus. Solche neue Verhältnisse können fruchtbar sein an Glück oder Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienst oder Schuld sonderlich zurechnen dürfen« (W 256).

Ereignisse und Erklärungen

Die Protagonisten werden in ihren Handlungsrahmen und Lebensplänen verunsichert und geraten aus der vorgeprägten Sicherheit schematisierter Liebes- und Ehegeschichten in die sinnlose Offenheit bloßen Geschehens. Es wäre dem komplexen Aufbau des Romans jedoch nicht angemessen, an diesem aporetischen Punkt die Analyse abzuschließen und die Romanhandlung insgesamt nur als »Auflösung eines verbindlichen Allgemeinen« (Wellbery) unter dem »Formprinzip der entgleitenden Balance« (Schwan)²⁰ zu bezeichnen. Vielmehr ist zu überlegen, wie es sich mit dem dargestellten Geschehen unabhängig vom Verständnis, das sich die Figuren von ihm machen, verhält. Was ist innerhalb der erzählten Welt der »Wahlverwandtschaften« die quasi-reale Basis für die beschriebenen Interpretationen seitens der Protagonisten? Wie hat sich der (implizite) Leser das dargestellte Geschehen zu erklären? Was hat er als tatsächliches Geschehen, was als Einbildung oder Mißverständnis seitens der Figuren anzunehmen? Die Entwicklung, die der Roman vorführt, ist nicht nur destruktiv, verläuft nicht einfach von sinnhaften Geschichten zu blindem Geschehen. Andeutungsweise, zweideutig und mit ironischer Distanz wird auch ein anderer Typ von Integration von Geschehen in eine Geschichte dargestellt, nämlich ein mythisch-finaler. Die Welt des Romans

²⁰ Wellbery, S. 292 und Schwan, S. 42.

wird so zu einer paradoxen doppelten Welt.²¹ Die suggerierte Präsenz des Mythischen im Roman sei im folgenden an vier exemplarischen Passagen und Aspekten dargestellt: (1) Nannys wunderbare Heilung an Ottilies Leichnam, (2) die Suggestion mythischen Wirkens durch konnotierende Erzählverfahren am Beispiel des Kahns auf dem Wasser, (3) die im Roman beschriebenen mesmeristischen Phänomene vor dem zeitgenössischen Hintergrund romantisch-spekulativer Naturwissenschaft und Medizin und (4) der formale Doppelcharakter der Ottilie-Figur.

Um meine generelle Interpretationsthese, die Welt der »Wahlverwandtschaften« sei eine doppelte Welt, in der realistische und finale Motivierung des Geschehens auf paradoxe Weise nebeneinander bestehen, zu prüfen, müssen diese antirealistischen Elemente daraufhin geprüft werden, ob sie nicht *auch* eine empirische Erklärung zulassen – genauer gesagt: ob sie auch eine Erklärung durch Prinzipien zulassen, deren Gültigkeit Goethes Zeitgenossen für ihre eigene Wirklichkeit akzeptiert haben. Denn mag auch die *Intension* der Begriffe des Möglichen, Wahrscheinlichen und Notwendigen, die hierfür zugrunde zu legen sind, konstant sein, so ist doch ihre *Extension* in dem Maße variabel, in dem historisch unterschiedliche Auffassungen darüber bestanden haben, was im Einzelfall unter diese Begriffe fällt.

Zufall, Wunder und Erzählverfahren

Dasjenige Ereignis, das sich (zusammen mit der wunderbaren Kindesähnlichkeit) einer empirischen Erklärung am stärksten widersetzt, ist die Wunderheilung von Ottilies Ziehmädchen Nanny am Leichnam seiner Herrin. Erstaunlicherweise findet sich in Heinz Härtls umfangreicher Dokumentation der zeitgenössischen Rezeption der »Wahlverwandt-

²¹ Die These, die erzählte Welt der »Wahlverwandtschaften« sei *radikal* zweideutig, weil sie miteinander unvereinbare Typen von Welten paradox kombiniere, unterscheidet meine Interpretation von den Deutungen von Barnes und Reiss, die die »Ambiguität« (Barnes, Ambiguität, S. 307) und »Mehrdeutigkeit« (H. Reiss, S. 366) der »Wahlverwandtschaften« als Unterbestimmtheit, Wertungsvielfalt und Perspektivenwechsel innerhalb einer insgesamt als realistisch angenommenen erzählten Welt erklären. Blessin meint mit »doppelter Motivation« die »Verquickung« von Zufällen und Handlungsabsichten der Figuren und läßt damit die mythisch-finale Motivation ebenfalls außer Betracht (Blessin, S. 55f.). Killy verwischt den Unterschied zwischen finalen und kompositorischen Aspekten der Motivation und verkennt die unentschiedene Parallelität von kausaler und finaler Motivationslinie, wenn er schreibt: »An die Stelle des natürlichen oder geschichtlichen Zusammenhangs [...] tritt der epische, ein Kunstzusammenhang« (Killy, S. 25).

schaften« nur ein klares Beispiel für das einem heutigen Leser naheliegende Verständnis, nämlich daß es sich bei diesem Vorfall nicht nur für den Leser, sondern schon *innerhalb* der erzählten Welt der »Wahlverwandtschaften« um nur »scheinbare Wunder und Zeichen« handele (H 93, K. P. Conz). Die zeitgenössischen Leser faßten die Ereignisse entweder als realitätsinkompatibles Element innerhalb der Romanwelt und damit als Bruch gegenüber den übrigen, empirisch glaubwürdigen Romanpartien auf – oder aber sie meinten, auch solche Wunder seien mögliche Begebenheiten der realen Welt. Daß der Roman es vermeiden könnte, den ontologischen Status des angeblichen Wunders eindeutig festzulegen – diese Möglichkeit wird in den uns überlieferten Rezeptionsdokumenten nicht in Betracht gezogen. Über dem erzählten Was wurde offenbar das erzählerische Wie, über dem markanten Inhalt der Szene ihre komplexe Darstellungsweise kaum wahrgenommen.

Wie so oft im Roman spielt hier der signifikante Zufall, das nicht aus Regeln ableitbare, aber folgenreiche Zusammentreffen voneinander unabhängiger Umstände, eine wichtige Rolle. Als die Prozession mit Ottilies Leichnam naht, wird Nanny eingeschlossen in eine

»Kammer, die nach dem Garten ging. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzubald inne, was vorging, und da ihre Wächterin aus Neugierde, den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Türen verschlossen fand, auf den Oberboden.« (W 486)

Um die nötige »Fallhöhe« für das anstehende wunderbare Ereignis zu gewinnen, »darf« Nanny keinen Ausgang zur Straße finden (kompositorische Motivierung); so kommt es zu dem, empirisch gesehen, ungewöhnlichen (jedenfalls im Text nicht begründeten) Zufall, daß nicht nur Nannys Zimmer, sondern alle Türen des Geschosses verschlossen sind (kausale Motivierung). Es folgt Nannys lebensgefährlicher Sturz und ihre spontane Wiederherstellung. Zwar wird vom Erzähler kein Zweifel gelassen an dem wunderbaren Ausnahmecharakter des »Unglaublichen« (W 488). Doch ist die narrative Vermittlung des Ereignisses zu beachten. Nanny werde durch ihren Sturz »vor den Augen aller Welt zerschmettert« (W 488), heißt es rückblickend – der Kontext dieser Behauptung legt aber nahe, sie nicht als erzähllogisch privilegierte Aussage des Erzählers aufzufassen, die »keinen Zweifel an der Überwirklichkeit des Geschehens« zulasse,²² sondern als imitierendes Referat der Publikumsmeinung, als kollektive (weil keiner einzelnen Figur zuzuordnende) erlebte Rede:

22 So zum Beispiel noch kürzlich Volkhart Wels, *Opfer und Erlösung. Eine Auslegung von Goethes »Wahlverwandtschaften« nach ihrer theologischen Begrifflichkeit*, in: *Euphorion* 88 (1994), S. 406-417, hier S. 406.

»Die vor den Augen aller Welt zerschmettete Nanny war durch Berührung des frommen Körpers [Ottilies, M. M.] wieder gesund geworden; warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier andern bereitet sein?« (W 488)

Der Erzähler enthält sich jeder direkten Darstellung des Kerns des wunderbaren Geschehens, Nannys sofortiger Heilung.²³ Keineswegs mutet er »seinen Lesern [zu], für erwiesen und wahr zu halten, daß aus Ottilie eine Heilige wird, daß sie wunderbare Genesungen bewirkt.«²⁴ Vielmehr muß sich der Leser die Szene anhand der einzig mitgeteilten Wahrnehmung beteiligter Figuren rekonstruieren und bleibt an die epistemische Beschränktheit einer fokalisierten Darstellung gebunden. Das zentrale Ereignis, wodurch das Geschehen (innerhalb der erzählten Welt) unwiderprüflich zum Wunder und die erzählte Welt eindeutig zu einer phantastischen (in Todorovs Terminologie: einer wunderbaren [merveilleux]) Würde, bleibt als nicht konkretisierte Leerstelle vom Leser nach widersprüchlichen Vorgaben zu füllen. In Nannys Version handelt es sich tatsächlich um ein Wunder: »[...] ihr habt gesehen, wie sie sich aufrichtete und mit entfalten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle gehört, ihr seid Zeugen, daß sie zu mir sagte: »Dir ist vergeben!« (W 486) Die konsternierte Menge hingegen ist unschlüssig. In auffälliger stilistischer Doppelung wird sie in zwei Sätzen, in denen sie das grammatische Subjekt bildet, gleichwohl zum gesichts- und bewußtlosen Objekt degradiert: »Auseinander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten« (W 486). Zwei Absätze später: »Umhergedrängt stand die Menge« (W 486). Der anonymisierende Begriff der »Menge«, die vorgezogene Prädikatsstellung, mit der das grammatische Subjekt in die Position eines bloßen Handlungsobjekts rückt – hiermit wird rhetorisch suggeriert, was der Sache nach höchst unplausibel ist: daß keiner der Umstehenden, die Nanny ja gerade noch selbst aufgehoben haben, *entscheiden* kann, ob Nannys Vision Einbildung oder Wirklichkeit war. Denn was Nanny gesehen und gehört haben will, daß Ottilie sie berührt habe, das müßten doch zumindest die nächsten Umstehenden ebenfalls wahrgenommen haben. – Das wunderbare Geschehen wird in seiner (ohnehin geringen) Glaubwürdigkeit zudem mehrfach von Verfremdungswörtern des Erzählers eingeschränkt. Ottilie »schien« Nanny

23 Hier ist also bereits die *Darstellung* der Ereignisse mehrdeutig, nicht erst ihre *Erklärung*, wie Nisbet – ansonsten zu Recht – meint: »The events in the novel are *described* with much detail, precision and deliberation on the part of the author. The work is obscure because they are not fully *explained*, and the explanatory materials which are offered are profoundly ambiguous« (Nisbet, »Die Wahlverwandtschaften«, S. 486).

24 Blessin, S. 114.

zu winken, diese »schien« nach dem Fall zerschmettert, sie »schien« ihre Herrin berühren zu wollen (W 486). Alles in allem legen diese Verfremdungs- und Irritationssignale eine empirische Deutung des vermeintlichen Wunders nahe. Nannys Heilung wird nicht durch die Berührung von Otilies zauberkräftigem Leichnam verursacht, sondern durch außergewöhnlich glückliche physische und psychophysische Umstände – Umstände, die wegen ihrer Ungewöhnlichkeit bei abergläubischen Gemütern übernatürliche Erklärungen herausfordern. Auf diese Weise erklären denn auch die meisten Interpreten, sofern sie überhaupt dazu Stellung nehmen, das vermeintliche Wunder: als »nichts Übernatürliches«, als bloße »Autosuggestion« Nannys.²⁵

Andererseits wird im Text Nannys Ernsthaftigkeit und Glaubwürdigkeit ausdrücklich hervorgehoben und damit ihren Behauptungen besonderes Gewicht verliehen. Unmittelbar vor ihrem Sturz sieht Nanny aus der Dachkammer (wie es in Erzählerrede ohne Vorbehalt heißt) Otilie »deutlicher, vollständiger, schöner« (W 486) als alle anderen, und aus *dieser* privilegierten Perspektive meint sie, daß Otilie ihr winke. Daraufhin beschließt sie, allerdings ihrerseits »verworren, schwankend, taumelnd«, sich hinunterzustürzen. Nach dem Unglück spricht sie mit »heiliger Freude« (W 486) zu der Menge. Der Arzt, der erwartet, Nanny werde ihm »von nächtlichen Unterredungen mit Otilien und von andern solchen Erscheinungen sprechen«, findet Nanny »natürlich, ruhig und sich völlig selbstbewußt. [...] nichts in ihren Reden schritt aus dem gewöhnlichen Gange des Wahren und Wirklichen heraus als nur die Begebenheit beim Leichenbegängnis« (W 488). Als in der Nacht nach dem Unglück der Architekt in die Kapelle kommt und um Otilie trauert, »sprach sie [Nanny] mit so viel Wahrheit [!] und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er, über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte und seine schöne Freundin [Otilie] ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte« (W 488). Die letzte Auskunft, die der auktoriale Erzähler über Nannys psychischen Zustand gibt, erfolgt unmittelbar vor dem Sturz: »verworren, schwankend, taumelnd« (W 486) stürzt sie hinab. Danach wird das wunderbare Geschehen nurmehr in figurengebundener Wahrnehmung wiedergegeben und dem Leser mitgeteilt – in Figurenreden Nannys und des Arztes, der Nanny am folgenden Tag untersucht. Auf diese Weise wird eine erzähllogisch privilegierte Darstellung, die das Geschehen auf eine entweder empirische

²⁵ Walzel, S. 50.

oder wunderbare Lesart festlegte, vermieden und die narrativen Verfremdungssignale durch gegensätzliche Signale aufgewogen.²⁶

Zweideutig wirkt schließlich auch die spätere Reaktion der Menschen auf das angebliche Wunder. Nach und nach wird die Kapelle mit der aufgebahrten Otilie, deren »fortdauernd schöner, mehr schlaf- als todähnlicher Zustand« (W 488) ausdrücklich hervorgehoben wird, zu einem lebhaft besuchten Wallfahrtsort für Kranke, die sich vom Besuch Heilung versprechen. Wegen des starken Andrangs schließen jedoch die Verantwortlichen – welche an die Realität der Wunderheilungen offenbar nicht glauben – Kapelle und Kirche. Einmal mehr weicht der Erzähler einer eigenen Stellungnahme aus: »Mütter brachten [...] ihre Kinder, die von irgendeinem Übel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren« (W 489). Die Besserung wird nicht unzweifelhaft gespürt, sondern man »glaubt« sie nur zu spüren. Zudem ist das Personalpronomen »sie« wohl nicht auf die Kinder, sondern auf die Mütter zu beziehen – also nicht die vielleicht Geheilten selbst, sondern nur deren Mütter behaupten die wundertätige Wirkung.

»Zufällig oder aus besonderer Fügung« lehnt man die vermeintlich zerschmetterte Nanny über die tote Otilie (W 486) – in diesen Worten spricht der Erzähler seine ansonsten nur implizit verfolgte zweideutige Darstellungsstrategie aus. Wie alle anderen Ereignisse in den »Wahlverwandtschaften« kann auch Nannys wunderbare Rettung auf zwei miteinander unvereinbare Weisen erklärt werden: als Wirkung eines übernatürlichen Eingriffs in das natürliche Weltgeschehen oder als ein zwar unwahrscheinliches, doch immerhin mögliches Geschehen, das abergläubisch mißverstanden wird. Diese Zweideutigkeit durchzieht den gesamten Roman, ohne zugunsten einer Lesart aufgelöst zu werden. Dem Leser wird so ein doppeltes Rezeptionsangebot bereitgestellt, das am Ende des Romans in der Beschreibung der Menschen, die zum Leichnam Otilies strömen, ausdrücklich benannt wird:

²⁶ Deshalb ist die Erzählhaltung hier nicht ironisch, wie Binder (S. 132), Blessin (S. 156), Marahrens (Narrator, S. 101) oder H. Reiss (S. 392) meinen, sondern mehrdeutig – wenn man denn Ironie als indirekte, aber, der Intention nach, eindeutige Solidarisierung von Autor und implizitem Leser anlässlich einer als unaufrichtig signalisierten und verstandenen Äußerung bestimmt (vgl. Warning, S. 418). Allerdings wird in der Goethe-Philologie der Ironiebegriff oft mit Bezug auf die Wilhelm-Meister-Romane und auf Goethes Kritik an der »direkten Ironie« im siebten Buch von »Dichtung und Wahrheit« (Werke [Hamburger Ausgabe], Bd. 9, S. 261) im Sinne von Mehrdeutigkeit verwendet. Es wäre dienlich, genauer zwischen ironischem, unzuverlässigem und mehrdeutigem Erzählen zu unterscheiden.

»jeder mochte gern aus Nannys Munde das Unglaubliche hören; manche, um darüber zu spotten, die meisten, um daran zu zweifeln, und wenige, um sich glaubend dagegen zu verhalten«. (W 488)

Ein Kahn auf dem Wasser

Die Mischung von kausaler, finaler und kompositorischer Motivierung des Geschehens soll jetzt an einem fast unbeachtet gebliebenen Beispiel für das, was Goethe nach seinen eigenen Worten in den Roman »hinein versteckt«²⁷ hat, erläutert werden. Zufälle, vor allem unglückliche, spielen in den »Wahlverwandtschaften« eine große Rolle. Sie bestimmen auch das Bootsunglück, bei dem der von Ottilie gehütete Sohn Charlottes und Eduards ertrinkt. Ottilie ist mit dem Sohn am See spazierengegangen und verspätet sich mit der Heimkehr. In großer Eile will sie den See nicht, wie sonst, am Ufer entlang passieren, sondern mit dem Kahn überqueren, um das Kind noch vor Anbruch der Dunkelheit zu Charlotte zurückzubringen:

»Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoß, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr nach der einen Seite und, wie sie sich erhalten will, Kind und Buch nach der andern, alles ins Wasser.« (W 457)

Ein Schriftstellerkollege Goethes, Uwe Johnson, hat als erster darauf hingewiesen, daß das Unglück auch dadurch zustande kommt, daß Ottilie »das Ruder« entfällt, während an früheren Stellen stets von zwei Rudern im Kahn die Rede war (vgl. W 323, 324, 325).²⁸ Hätten wie üblich auch diesmal zwei Rudern im Kahn gelegen, wäre Ottilie von vornherein gezwungen gewesen, Buch und Kind abzulegen und sich hinzusetzen, um beide Rudern bewegen zu können, und es wäre zu dem Unglück nicht gekommen.²⁹ Überdies ist Ottilie, die sich »manchmal einer Wasserfahrt [erfreut]« (W 429, vgl. 351), noch zwei Kapitel vor dem ominösen dreizehnten des zweiten Teils, in dem das tödliche Unglück geschieht, in der Lage, den Kahn mit der »Gewandtheit der schönen Schifferin« (W 443) zu

27 Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 20, S. 346 (Brief an Karl Friedrich Zelter, 1. 6. 1809).

28 Vgl. Johnson, S. 16f.

29 Allerdings mag die Beschreibung auch so zu verstehen sein, daß Ottilie das erstbeste (von zwei) Rudern ergreift, um sich abzustößeln, und nach dessen Verlust mit dem verbliebenen nicht mehr rudern kann (Hinweis von Manfred Karnick).

bewegen. Ein unglücklicher Zufall hat es so gefügt, daß ausgerechnet an diesem Tag das Boot fahruntüchtig ist.

Setzt man jedoch diese Szene mit anderen Stellen des Romans in Beziehung, formen die empirisch legitimierte Details »Ruder«, »Kahn«, »Wasser« und »See« eine »Dämonie des Details«.³⁰ Die konkreten Umstände des Unglücks enthüllen sich als Knotenpunkt verschiedener Leitmotive, die das Geschehnis durch textinterne Parallel- und Oppositionsbezüge mit einem numinosen Charakter versehen. Der Kahn hatte schon bei der Liebesbegegnung des Hauptmanns und Charlottes, einem Ereignis, das in beider »Leben Epoche« (W 326) macht, eine eigentümliche Rolle gespielt: Eduard, Charlotte und der Hauptmann wollen den neuen Kahn, den Eduard »mit ansehnlichen Kosten aus der Ferne verschrieben hatte« (W 322), daraufhin versuchen, »ob er sich leicht bewegen und lenken lasse« (W 322). (An dieser Stelle wird die Notwendigkeit der Verwendung zweier Rudern sogar besonders hervorgehoben: Der Hauptmann kann »durch die Führung zweier Rudern das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen« [W 324] und rühmt »die guten Eigenschaften des Kahns, daß er sich leicht mit zwei Rudern von einer Person bewegen und regieren lasse« [W 325].) Nachdem Eduard aus dem Kahn ans nahe Ufer gesprungen ist und »Gattin und Freund dem schwankenden Element selbst überantwortete« (W 324), geraten die Verbliebenen in die Stille der Dämmerung, die »etwas Geisterhaftes« (W 325) hat. Schließlich versucht der Hauptmann, ans Ufer zu kommen, »aber leider fühlte er sich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte sich festgefahren« (W 325). Als direkte Folge dieses Mißgeschicks trägt der Hauptmann Charlotte ans Ufer, verliert seine gewohnte Zurückhaltung und küßt sie. Wieder wird hier das auslösende, vermeintlich zufällige Ereignis auf uneindeutige Weise dargestellt. Daß der Kahn nicht ans Ufer gelangt, wird zunächst nur aus der Sicht eines Beteiligten mitgeteilt (»er fühlte sich angehalten«) und, durch die Wahl des aktivischen Verbes, als intendiertes Ergebnis einer Handlung suggeriert. Erst dann schiebt der Erzähler eine eindeutige Aussage nach: der Hauptmann »hatte sich festgefahren«. – Nachdem das Unglück geschehen und das Kind im Wasser ertrunken ist, »steht« der Kahn zunächst bewegungslos auf der Wasserfläche (auch hier ein Verb, das aktivisch verstanden werden kann), weil Ottilie, nach dem Verlust des Ruders, das Ufer nicht erreichen kann. Auch an einem anderen dramatischen Höhepunkt ist der Kahn beteiligt, als nämlich an Ottilies Geburtstag ein Knabe in den See fällt: »Unglücklicherweise war der Kahn auf der andern Seite« (W 337), so daß der Hauptmann ins Wasser springen muß,

30 Killy, S. 31.

um den Knaben zu retten. Erst dann »ruderte der Kahn herbei« (W 337), wie es in einer auffälligen metonymischen Verschiebung heißt, die die Aktivität des Rudersenden auf den Kahn überträgt.³¹ Ähnlich heißt es eine Seite später: »Der Kahn von der andern Seite schwamm herüber« (W 338). Die zitierten Stellen reichern zusammengenommen den konnotativen Bedeutungsgehalt des Kahns an, indem sie ihn andeutungsweise als selbständig handelnden Agenten darstellen, der durch seine Handlungen verborgene Wünsche der Protagonisten freisetzt oder aber deren expliziten Handlungsabsichten katastrophal zuwiderläuft.

Ein ähnlicher Konnotationsgehalt wie dem Kahn wird dem Wasser zugewiesen.³² Als Eduard in den Krieg gezogen ist, mag Ottilie »auf dem Boden [...] nicht verweilen«, sondern läßt sich im Kahn liegend »von den bewegten Wellen schaukeln« (W 351). Dem »schwankenden Element« (W 324) vertrauen sich der Hauptmann und Charlotte an. Als Ottilie nach ihrem Spaziergang mit dem Kind nach Hause eilt, trennt sie »nur ein Wasserraum« (W 456) vom sicheren Heimweg – doch in diesem »treulosen, unzugänglichen Elemente« (W 457) ertrinkt das Kind. Zwar gilt: »Das Wasser ist ein freundliches Element für den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß« (W 440) – so heißt es in der eingelegten Novelle von den wunderlichen Nachbarskindern. Hier wird die Vereinigung des Paares durch das Medium des Wassers eingeleitet, indem der Jüngling die schöne Feindin aus dem Wasser rettet. Aber Wasser konnotiert im sekundären semiotischen System des Romans auch den Tod: Im See findet ein Kind den Tod und ein anderes fast. »Vom Wasser zur Erde, vom Tode zum Leben« (W 441), heißt es in der Novelle; für das Romangeschehen gilt eine entgegengesetzte Bewegung.

›Kahn‹ und ›Wasser‹ sind konkrete Details, die durch textinterne Bezüge einer numinosen Macht zugeordnet werden, die hintergründig das vordergründig empirische Geschehen steuert. Den Eindruck des Übernatürlichen erwecken diese Dinge nicht dadurch, daß ihnen durch die Protagonisten oder durch den Erzähler entsprechende Eigenschaften explizit zugesprochen würden, sondern implizit durch ihre Funktionalisierung in der Leitmotivtechnik des Romans. Zwar wird der Kindstod

31 Grimms »Deutsches Wörterbuch«, Bd. 14 (1893), Sp. 1390f., führt unter »rudern« die zitierte Stelle aus den »Wahlverwandtschaften« als einzigen Beleg für diese uneigentliche Verwendung an.

32 Zur Wassersymbolik s. von Wieses Kommentar in der Hamburger Ausgabe (W 707f.) und Nisbet, »Die Wahlverwandtschaften«, S. 481f. Böhme faßt die Bedeutung des Wassermotivs in anderen Werken Goethes zusammen als »Zwiesgesicht des Wassers: Ort kosmologischer Einweihung und Ort des Todes« (Böhme, S. 211). Das gilt auch für die »Wahlverwandtschaften«.

von Eduard als »Fügung«, vom Hauptmann als »Opfer« und von Charlotte immerhin noch als »wunderbarster Zufall« angesehen (W 461), doch der willkürlich-eigennützig Charakter dieser Deutungen ist zu deutlich, als daß sie für die erzählte Welt des Romans eine quasi-reale Gültigkeit beanspruchen dürften. Der Erzähler³³ charakterisiert das Ereignis widersprüchlich – als »ahnungsvolles Verhängnis« (W 464), aber auch als »Mißgeschick«, »Unglück« und »Vergehen« (W 464). Die Funktion der Leitmotive, einen mythischen Motivierungszusammenhang des Geschehens herzustellen, ist nur für den Leser erkennbar; sie geben ihm an der Erzählerfigur vorbei Winke für die Einsicht in eine verborgene Bedeutung des Geschehens. So vermag er die Handlung auch auf eine Weise zu deuten, die den Protagonisten und dem Erzähler des Romans verschlossen bleibt.³⁴

Mesmerismus und romantische Naturphilosophie

Die Möglichkeit einer nichtempirischen Motivierung des Geschehens wird in der erzählten Welt der »Wahlverwandtschaften« jedoch auch explizit thematisiert. Die Gespräche der vier Hauptfiguren über den chemischen Begriff der Wahlverwandtschaft, die Pendelversuche und andere Vorkommnisse beziehen sich auf zeitgenössische naturwissenschaftliche und naturphilosophische Theorien und Debatten und müssen vor diesem Hintergrund gelesen werden, um sie nicht als »eklatanten Anachronismus«³⁵ mißzuverstehen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts fanden in Deutschland als Reaktion auf die Erfolge der modernen exakten Naturwissenschaften spekulative Tendenzen der romantischen Naturphilosophie in den inner- und außerakademischen Diskussionen breiten Raum. Die Existenz geheimnisvoller

33 Als bloßes »Mißgeschick« wird das Ereignis nur vom Erzähler erklärt, nicht etwa vom »Autor«, wie von Thadden meint (von Thadden, S. 213) – und auch der Erzähler benutzt widersprüchliche Charakterisierungen.

34 Ebenso Eric A. Blackall: »throughout the novel [the narrator] is trying to describe something that is really beyond him« (Blackall, S. 172); das bewirke »an expressive tension between what is told and the telling« (S. 187). Abgesehen von den verdeckten Mitteilungen des impliziten Autors (im Unterschied zu den direkten Äußerungen des Erzählers) ist jedoch auch die explizite Erzählerrede in den »Wahlverwandtschaften« nicht durchgehend mit einer einzigen prägnanten Erzählerposition zu identifizieren. Die verschiedenen narrativen Perspektiven und Funktionen werden ausführlich von Marahrens beschrieben, der seine eigene Analyse zu sehr vereinfacht, wenn er den Erzähler als »elderly gentleman« (Marahrens, Narrator, S. 98) festzulegen sucht.

35 So zum Beispiel Blesin, S. 119.

Phänomene wie des tierischen Magnetismus und anderer unerkannter Grundkräfte wurde postuliert. Franz von Baaders »Vom Wärmestoff« (1786), Friedrich Wilhelm Schellings »Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik« (1798), Johann Wilhelm Ritters »Der Siderismus« (1808) und Gotthilf Heinrich Schuberts »Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft« (1808) sind einige der einflußreichsten Werke dieser über gelehrte Fachkreise weit hinausreichenden Diskussion.

Im Roman wird insbesondere auf zwei naturwissenschaftliche Theoriefelder Bezug genommen: auf Claude Louis Berthollets chemische Affinitätstheorie und auf Franz Anton Mesmers Lehre vom tierischen Magnetismus. Die chemischen Anspielungen in den »Wahlverwandtschaften« sind ausführlich untersucht worden und brauchen für die Ziele dieser Untersuchung nicht erneut aufgegriffen zu werden.³⁶ Hingegen ist die Bedeutung des Magnetismus für die Sinngestaltung des Romans bislang nicht angemessen dargestellt worden.³⁷ Als Bezugstext dienen mir vor allem Gotthilf Heinrich Schuberts »Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft«, die Goethe kurz nach ihrem Erscheinen Ende 1808, also während der Arbeit an den »Wahlverwandtschaften«, studierte und die als repräsentativer Querschnitt der Ansichten spekulativ ausgerichteter Zeitgenossen gelten dürfen.³⁸ In Schuberts »Ansichten« findet man auch eine systematische Verbindung von Chemie und Mesmerismus, die zeigt, daß beide Phänomenbereiche zur Zeit der Abfassung der »Wahlverwandtschaften« als komplementäre Teile eines übergeordneten naturphilosophischen Grundkonzepts aufgefaßt wurden:

»Wir sehen die Körper der anorganischen Welt nur dann wieder zu einer selbständigeren Thätigkeit und Empfänglichkeit nach außen zurückkehren, wenn sie auf irgend eine Weise dem Erdganzen, dem sie als unselbständige Theile untergeordnet sind, gleich, und hierdurch von der Abhängigkeit von demselben frey geworden sind. Auf der einen Seite geschieht dieses [...] in dem Magnetismus und der Electricität, auf der andern, jener entgegengesetzten Seite, nach dem Uebergang in

³⁶ Vgl. Adler und C. Hoffmann.

³⁷ Zum Mesmerismus um 1800 s. Blankenburg, Ego, Ellenberger und Erman. Zum Mesmerismus in den »Wahlverwandtschaften« s. Adler, S. 182-187 u. 195-199, sowie Walzel; Maria M. Tatar erwähnt in »Spellbound. Studies on Mesmerism and Literature« (Princeton 1978) Goethes Roman nur beiläufig auf S. 78f.

³⁸ Vgl. Goethes Leben von Tag zu Tag, Bd. 5, S. 268 (8. 12. 1808) u. S. 275 (28. 12. 1808); persönlich waren sich Goethe und Schubert bereits 1807 in Karlsbad begegnet (ebd., S. 99f.). Zu Schuberts Einfluß auf Goethe und die »Wahlverwandtschaften« s. Adler, S. 195-202, Schelling-Schär, S. 37-40 und Stopp. Zur Repräsentativität von Schuberts Theorien für die romantische Naturphilosophie s. Béguin, S. 129-154.

den flüssigen und endlich am meisten in den luftförmigen Zustand, im chemischen Proceß.« (AN 179)³⁹

Magnetismus und Elektrizität (Mesmerismus) einerseits und Chemie (»Wahlverwandtschaft« usw.) andererseits bilden für Schubert als komplementäre Pole zusammen den umfassenden Rahmen für Veränderungen in der anorganischen Welt, und beide Teile dieses komplementären Gegensatzes benutzt auch Goethe als Parallelisierung menschlichen Verhaltens in den »Wahlverwandtschaften«. Zunächst ist der gelegentlich vernachlässigte Umstand zu betonen, daß nicht nur die Gegner, sondern auch die spekulativen Naturphilosophen selbst die prekäre Wissenschaftlichkeit ihrer Postulate und Theorien nicht verhehlten. *Nachtseiten* der Naturwissenschaft beschreibt Schubert in seinem Buch erklärtermaßen auch in dem Sinn, daß er gerade solche Aspekte der »vielfältigen Entdeckungen und Erweiterungen der letzten Jahrzehende« (AN 2) behandle, die man bisher »zu dem Gebiet des sogenannten Wunderglaubens gezählt« habe, nämlich »von Vielen verkannte Erscheinungen« (AN 2) wie die des »tierischen Magnetismus, der Vorahnungen, Träume, Sympathien und dergleichen« (AN 22), also Fälle von »in den einzelnen Naturwissenschaften am meisten versäumten, oder dunkel gebliebenen Phänomenen« (AN 22). Der wissenschaftlich ungewisse Status der neuen spekulativen Erscheinungen wurde nicht verschwiegen, sondern im Gegenteil hervorgehoben.

Der Begründer des Mesmerismus, Franz Anton Mesmer, verstand sich selbst als Wissenschaftler in der empirischen Tradition der Aufklärung.⁴⁰ Er postulierte seit 1775 die Existenz einer »influence mutuelle entre les Corps Célestes, la Terre & les Corps Animés«, eine umfassende Wechselwirkung also, die vermittelt werde durch »un fluide universellement répandu«.⁴¹ In unserem Zusammenhang ist wichtig, daß Mesmer seine Theorie (im Gegensatz zu seinen romantischen Nachfolgern) als eine Theorie bislang unbekannter, aber grundsätzlich *mechanisch* zu verstehender Kräfte konzipierte. Der dritte Grundsatz seiner »Mémoire sur la découverte du magnetisme animal« (1779) lautet: »Cette action réciproque est soumise à des lois mécaniques, inconnues jusqu'à présent.«⁴² Das

³⁹ Zitatnachweise aus den »Ansichten« im folgenden mit Sigle »AN« und Seitenzahl.

⁴⁰ »Als Sohn der Aufklärung suchte Mesmer eine »rationale« Erklärung und lehnte jede Art von mystischer Theorie ab« (Ellenberger, S. 102).

⁴¹ Mesmer, S. 70.

⁴² Ebd. (zitiert nach der Ausgabe von 1781). Ego nennt Mesmer einen »klassischen Mechanizisten«, der »alles auf zwei Prinzipien: Materie und Bewegung, zurückführte« (Ego, S. 146); zu Mesmers Rezeption in der deutschen Fachwelt s. ebd., S. 220-232.

theoretische Paradigma, dem Mesmer hier folgt, ist die klassische Mechanik Newtons.

Die deutsche Romantik formte diese Theorie zu einer spekulativen Theorie des Alls als organischem und beseeltem Körper um. In den »Ansichten« Schuberts kommt die Wendung gegen das mechanische Erklärungsschema sehr deutlich zum Ausdruck. Er verwahrt sich gegen »eine mechanische und handwerksmäßige Ansicht einer toten Natur [...], in welcher sich wie Würmer, welche ein moderndes Gebein benagen nur noch die mechanischen Kräfte bewegen« (AN 14), und bestreitet, daß »diese Zufälligkeit, dieser blinde Mechanismus« (AN 137) den Lauf der Welt regiere. Dagegen glaubt er an »ein nicht nach mechanischen Kräften sich hier und dahin untereinander bewegendes, sondern lebendig zusammenwirkendes Weltganze« (AN 153). Mesmer folgend spricht Schubert von der »allgemeinen Nothwendigkeit der [universalen] Wechselwirkung«: »So zeigt sich überall derselbe Geist des Daseyns und Lebens, überall Eine Nothwendigkeit, unter welcher seine Aeufferungen stehen« (AN 203).⁴³ Doch anders als bei Mesmer wird der Magnetismus bei Schubert und den Romantikern zum Indikator einer metaphysischen Wirklichkeit. Für Schubert »zeigt sich der Magnetismus überhaupt als das erste Kosmische, das heißt auf die Verbindung aller einzelnen Weltkörper zu Einem Ganzen hindeutende Phänomen« (AN 16). Im tierischen Magnetismus (also im Falle magnetischer Wirkungen bei Lebewesen) zeige sich »das Eingreifen eines künftigen höheren Daseyns« (AN 22).

»In diesen ›kosmischen Momenten‹ des Daseyns werden die Einzelnen in die innige Vereinigung des Ganzen, und in das Gesamtleben der höheren Natur aufgenommen, [...] und es wird an allen, in dem Moment der Wechselwirkung begriffnen Gegensätzen die lebendige Harmonie des Ganzen wahrgenommen.« (AN 179)

Damit erhalten die mesmeristischen Phänomene einen grundsätzlich anderen Status als bei Mesmer. An die Stelle des mechanischen Konzepts tritt ein *teleologisches*, denn die Welt insgesamt als Organismus zu verstehen, hieß – in der Zeit vor Darwin und dem Aufkommen *teleonomischer* Konzepte in der Biologie –, sie als intentionale Gebilde im Rahmen einer »vorherbestimmten Harmonie des Lebens aller Einzelnen, mit dem ihres Ganzen« (AN 371) zu verstehen.

⁴³ Schuberts Formulierung klingt in Goethes Selbstanzeige der »Wahlverwandtschaften« im »Morgenblatt für gebildete Stände« vom 4. 9. 1809 an, in der es heißt, daß »doch überall nur eine Natur ist und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit die Spuren trüber, leidenschaftlicher Nothwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen« (W 639).

»Einheit der Natur hieß für die traditionelle Physik: das genaue Ineinandergreifen eines komplizierten Räderwerks, das nach bekannten, in erster Linie mechanischen, überall gleichen Regeln abließ. Gerade um die Zeit, als Schelling und die Romantiker begannen, ihre Visionen vom Allorganismus der Natur zu formulieren, erschienen die ersten Bände von Laplace: »Traité de la mécanique céleste« (1799). Hierin ist der Ausdruck ›mechanisch‹ durchaus ein programmatischer Terminus. Die Newton'sche Durcharbeitung der Gravitationslehre als Spezialfall einer allgemeinen Dynamik hatte die Mechanik zur dominierenden Disziplin in der Physik werden lassen. Naturwissenschaftliches Erklären war fast gleichbedeutend damit geworden, alle Phänomene auf die Grundgesetze der allgemeinen Mechanik zurückzuführen. Der Terminus mechanisch wird daher für die Romantiker die polemische Vokabel schlechthin, wenn es um die Charakterisierung der herkömmlichen Auffassung der Natur geht. [...] Der mechanischen Einheit des riesigen Uhrwerks setzen die Romantiker die beseelte Einheit eines großen Organismus entgegen.«⁴⁴

Arthur Schopenhauer schreibt noch in seinem 1851 veröffentlichten »Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt«:

»Der animalische Magnetismus ist freilich nicht vom ökonomischen und technologischen, aber wohl vom philosophischen Standpunkt aus betrachtet die inhaltsschwerste aller jemals gemachten Entdeckungen [...]. Er ist wirklich die praktische Metaphysik, wie schon Baco von Verulam die Magie definiert – er ist gewissermaßen eine Experimentalmetaphysik: denn die ersten und allgemeinsten Gesetze der Natur werden von ihm beseitigt.«⁴⁵

»Praktische Metaphysik« ist der Mesmerismus, weil nach Meinung Schopenhauers und der romantischen Naturphilosophie im animalischen Magnetismus Phänomene vorliegen, bei welchen die »natürliche und eigentümliche Tätigkeit der objektiven, Raum, Zeit und Kausalität zur Form habenden, Anschauung« (S. 332) ersetzt wird durch die Tätigkeit eines »Zweiten Gesichts« (S. 338) oder »Traumorgans« (S. 289). Durch dieses übernatürliche Wahrnehmen seien Begabte sogar in der Lage, »das noch gar nicht Vorhandene, sondern im Schoße der Zukunft Liegende und erst im Laufe der Zeit mittelst unzähliger zufällig zusammentreffender Zwischenursachen zur Verwirklichung Gelangende vorher zu verkündigen« (S. 304). Die apriorischen Anschauungsformen »Zeitfolge und Kausalität« (S. 318) seien in solchen Momenten höherer Erkenntnis aufgehoben. Die Phänomene des animalischen Magnetismus signalisierten eine überzeitliche Welterkenntnis, in der die fundamentale Ordnungskategorie der empirischen Kausalität überlagert werde durch ein ta-

⁴⁴ Wetzels, S. 66f.

⁴⁵ Schopenhauer, S. 323.

bleuartiges, final motiviertes Geschehen, in dem die Welt nicht als kausaler Mechanismus, sondern als prästabiler teleologischer Organismus erscheint.

Bei Ritter, Schubert und anderen romantischen Naturphilosophen ist diese entzeitlichte Organismus-Vorstellung der Welt mit einer Geschichtskonzeption verbunden, welche die zeitlich und kausal bestimmte Gegenwart als Zwischenstadium zwischen einem zeitlosen Ursprungszustand und einem ebenso zeitlosen Endzustand ansiedelt. Diese triadische Konzeption der Menschheitsgeschichte⁴⁶ erklärt die Gegenwart zu einem Prozeß der Individuation und Bewußtwerdung, der sich von der ursprünglichen Harmonie mit der Natur gelöst und eine erneute Vereinigung noch nicht wieder erreicht hat. Bei Schubert ist die gegenwärtige »neue Zeit« vor allem durch »die Macht des eigenen Willens und das Streben nach Vollendung desselben« (AN 89) charakterisiert, durch den »schlimmen Geist des Egoismus«, der die Menschen »von der einfältigen, klaren Wahrheit, die ihm von Anfang an gar nicht unbekannt war, abgeführt« habe (AN 154). »Der eigne Wille ist es gewesen, der den Fall des Menschen aus seiner damaligen Höhe bewirkt hat« (AN 68). Bei den Alten wie in der Natur überhaupt zeige sich eine »natürliche Nothwendigkeit«, das »nothwendige Gesetz der Wechselwirkung mit der äußeren Natur, [...] im Thierreich Instinkt genannt« (AN 27), habe früher geherrscht.

Mesmers Lehre vom tierischen Magnetismus wurde in Deutschland jedoch nicht nur von spekulativen Philosophen, sondern auch von Naturwissenschaftlern und praktisch tätigen Medizinern aufgegriffen. Von Johann Wilhelm Ritters Pendelversuchen mit dem italienischen Medium Campetti an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München 1806 über die Einrichtung einer staatlichen »Kommission zur Prüfung des tierischen Magnetismus« in Berlin 1812 bis zur Ausschreibung eines Preises für die beste Abhandlung über tierischen Magnetismus durch die Berliner Akademie der Wissenschaften 1817–1820 reicht die Reihe der Beschäftigung seriöser wissenschaftlicher Institutionen mit mesmeristischen Phänomenen. Der laut Goethe »im ärztlichen Fache so umsichtige und mit mannichfachem Talent der Behandlung und Darstellung begabte«⁴⁷ Christoph Wilhelm Hufeland, damals Königlich Preußischer Staatsrath, Wirklicher Erster Leibarzt des Königs, Professor für Medizin an der Berliner Universität und Erster Arzt der Charité, erklärte 1809, im Entstehungsjahr des Romans, die Lehre des Magnetismus als »unleugbare

faktische Wahrheit in den Erscheinungen, [...] getrennt von allem Einfluß der Phantasie, der Sinnlichkeit und des Betrugses«.⁴⁸

Hat Goethe selbst an die Realität mesmeristischer Phänomene geglaubt? Der biographische Befund stützt die hier vertretene Deutung des Romans, denn auch bei seinem Autor ist der Fall nicht eindeutig. Über Ritters Pendel-Versuche mit Campetti in München soll er Späße gemacht haben, berichtet Hegel in einem Brief an Schelling.⁴⁹ Boisserée notiert aus einem Gespräch über Magnetismus, Goethe »hasse dieses Treiben, weil die Menschen es zu weit führen und doch sicherlich nie dahinter kommen, darum bekümmere er sich auch gar nicht darum und wolle nichts davon wissen«.⁵⁰ Andererseits fügt Boisserée hinzu, Goethe »ehre und erkenne die Erfahrung [des Mesmerismus] an« (ebd.). In einem Brief vom 31. 3. 1808 nennt Goethe Ritters Schrift über den »Siderismus« (so hieß Ritters Variante des Mesmerismus) »wenn man sie nicht academisch sondern menschlich und wissenschaftlich nimmt [...], höchst interessant und in mehr als einem Sinn fördernd«.⁵¹ Im Rahmen seiner »Physikalischen Vorträge« der Jahre 1805/6 kam Goethe am 7. 2. 1806 auf den »organischen Magnetismus« zu sprechen, bei dem »Lebendes auf Lebendes« wirke: »hier treten die bertichtigten Phänomene des animalischen Magnetismus ein«.⁵² Für die unmittelbar folgende Vorlesung am 12. 2. 1806 ist notiert: »Von dem Werte des Was. Die Fragen: Wie? Warum? Wozu? abgelehnt« (ebd., S. 90). Goethe erkannte die *Phänomene* des Magnetismus als real an, blieb jedoch gegenüber den vorgebrachten *Erklärungen*, die die Phänomene in übergreifende Theorien einzubinden

48 Hufeland, Magnetismus, S. 4. Über Hufelands wechselnde Einstellung zum Mesmerismus s. Erman. Über Goethes Beziehung zu Hufeland einige Hinweise bei Hans Ewers, »Christoph Wilhelm Hufeland – ein Freund Goethes und der Menschen«, Goethe-Jahrbuch 104 (1987), S. 382-386.

49 Hegel, S. 150f. (Brief an Schelling vom 23. 2. 1807).- Nach Elise von Keudells Verzeichnis (Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek, Weimar 1931) hat Goethe mesmeristische Literatur erst nach Abschluß der »Wahlverwandschaften« entliehen (s. Nr. 894, 939, 1060).

50 Goethes Gespräche, Bd. 2, S. 318 (2. 8. 1815). Eine ähnliche Äußerung Goethes referiert angeblich Hufeland im »Journal für practische Heilkunde« 54 (1822), Stück 6, S. 3: »Ich habe mich nie mit dem Magnetismus befassen wollen, denn er hat zu viele Mauselöcher und Mausefallen« (zitiert in Karl Bittel und Rudolf Tischner, Mesmer und sein Problem, Stuttgart 1941, S. 153). In Hufelands »Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst« – das hier offenbar gemeint ist – finde ich das Zitat am angegebenen Ort jedoch nicht.

51 Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 20, S. 39 (Brief an Friedrich Heinrich Jacobi, 31. 3. 1808). Über Ritters Beziehung zu Goethe vgl. Wetzels, S. 33f., S. 40, S. 77f.

52 Die Schriften zur Naturwissenschaft (Leopoldina), Weimar 1970, I, 11 (»Physikalische Vorträge schematisiert 1805–1806«), S. 88-90.

46 Das triadische Modell wurde von Ritter und Schubert auch auf die Naturgeschichte angewandt, vgl. Wetzels, S. 92f. u. S. 96f.

47 Goethe, Werke (Weimarer Ausgabe), I, 35, S. 151 (»Tag- und Jahres-Hefte 1803«).

suchten, skeptisch. Diese Haltung wird auch ein Jahrzehnt später deutlich in einem Brief an Hufeland, in dem sich Goethe bedankt für die Übersendung von Hufelands »Erläuterungen seiner Zusätze zu Stieglitz' Schrift über den animalischen Magnetismus« (1817), die den Magnetismus als medizinische Heilmethode propagiert. Goethe räumt darin ein, daß man die magnetischen Phänomene »als Factum zugestehen kann und muß«, fügt jedoch hinzu, er könne »überhaupt nicht billigen [...], daß die Sache aus dem heilsamen Esoterischen in das allzubreite Exoterische geführt worden.«⁵³ Eckermann notiert für den 7. 10. 1827 als Äußerung Goethes: »Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht. [...] Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus.«⁵⁴ Insgesamt darf man annehmen, daß Goethe die Realität magnetischer Phänomene anerkannt und die mesmeristische »Experimentalmetaphysik« (Schopenhauer) nicht als phantastisch abgewiesen, aber auch ihre windigen Begleitumstände registriert hat.

Weiche Ereignisse mesmeristischer Art gibt es nun in den »Wahlverwandtschaften«? Da sind zunächst Ottilies somnambulistische Erlebnisse.⁵⁵ Ihre Affinität mit Eduard zeigt sich daran, daß sie auf der linken, er auf der rechten Kopfseite Kopfschmerzen haben (vgl. W 264 u. 281); Schubert schildert den Fall einer Somnambulen, welche sensorische Empfindungen, die ihre Schwester am Arm macht, vermöge einer »wunderbaren Sympathie« am eigenen Körper, und zwar am entgegengesetzten Arm, verspürt (AN 345). Außerdem zeigt sich Ottilies magnetischer Rapport mit Eduard darin, daß beide eine »unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegeneinander« ausüben und sich stets, ohne es ausdrücklich zu wollen, zueinander hin bewegen – »nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Gebärde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseins. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur. Ein Mensch im bewußtlosen, vollkommen Behagen« (W 478); Schubert betont die »tiefe Sympathie der magnetisch Schlafenden mit dem ihr innig Befreundeten« (AN 348), die dazu führe, »daß überhaupt zwey getrennte

menschliche Wesen in gewisser Hinsicht Eins zu seyn vermögen« (AN 350).⁵⁶

Nach dem Tod des Kindes versinkt Ottilie, sobald sie »wie in einer anderen Welt wandelnd« (W 458) den Leichnam zurück ins Haus gebracht hat, in stundenlange Ohnmacht und liegt »an der Erde« (W 458), während sich Charlotte und der Major unterhalten; »sie schlief, oder sie schien zu schlafen« (W 459), wie sich der Erzähler vorsichtig ausdrückt; schließlich richtet sich Ottilie »mit großen Augen« blickend (W 462) auf und teilt Charlotte mit, sie habe sich gerade, wie schon vor Jahren, in einem besonderen Zustand befunden, »halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt«, in einem »halben Totenschlaf« (W 462f.). Schubert: »Der Zustand des eigentlichen Somnambulismus selber, tritt Anfangs mit jenen Zeichen ein, die dem gewöhnlichen Schlaf, besonders nach einer Anstrengung vorausgehen« und führe zunächst zu einem »Gefühl- und bewußtlosen Zustand, welcher [...] dem gewöhnlichen Schlaf sehr ähnlich« sei (AN 332).

Ottilie meint, ihr ohnmachtsartiger Zustand habe ihr »die Augen geöffnet« (W 463); Schubert bezeichnet den Somnambulismus als »eine höhere Stufe des wahren Zustandes der Seele« (AN 348), in dem die Somnambulen »in jeder Hinsicht witziger sinn- und geistreicher erscheinen als jemals im Wachen« (AN 334).

Als Eduard in den Krieg gezogen ist, findet Ottilie Trost an »wunderbaren nächtlichen Erscheinungen«:

»Wenn sie sich abends zur Ruhe legt und im süßen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte, schien es ihr, als wenn sie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich, und zwar nicht gekleidet, wie sie ihn sonst gesehen, sondern im kriegerischen Anzug, jedesmal in einer anderen Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches an sich hatte: stehend, gehend, liegend, reitend. Die Gestalt, bis aufs kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das mindeste dazu tat, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte.« (W 422f.)

Die Darstellungsweise ist zweideutig. Distanzierungssignale gibt es zwar: Die Vision ereignet sich zwischen Schlaf und Wachen, es »schien, als ob«, Ottilie »fühlte« sich überzeugt. Es wird also die Möglichkeit eingeräumt, daß es sich nur um Einbildungen Ottiliens handelt, zumal alles nur in ihrem Bewußtsein vor sich geht und nicht von anderen bestätigt wird.

⁵³ Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 28, S. 242-244 (Brief an Christoph Wilhelm Hufeland vom 5. 9. 1817).

⁵⁴ Eckermann, S. 563f.

⁵⁵ Der Somnambulismus oder »magnetische Schlaf: als »Exaltation des innern Sinnes« galt als Erscheinungsform des tierischen Magnetismus (Hufeland, Magnetismus, S. 10); ähnlich Schubert, AN 332.

⁵⁶ Die »fast magische Anziehungskraft«, durch die Ottilie und Eduard »Ein Mensch« werden, ist also nicht nur mit Bezug auf chemische Affinitäten- und Verwandtschaftslehren (s. Adler, S. 208) oder auf den Androgynenmythos des platonischen »Symposion« (s. Lillyman), sondern durchaus auch mesmeristisch erklärbar.

Doch hat Eduards Erscheinung andererseits »nichts Phantastisches an sich«, sieht Otilie ihn »ganz deutlich«, »ohne daß sie das mindeste dazu tat [...] oder die Einbildungskraft anstrenge«. Diese objektivierende Tendenz wird unterstrichen, wenn man Otilies Visionen mit Eduards Traumgesichten von Otilie kontrastiert. Eduard selbst bezeichnet sie als »wonnevolle Gaukeleien der Phantasie« (W 354), und in der Tat entbehren seine Träume, in denen sich alles »durch- und übereinander« (W 354) schiebt, jeder objektiven Klarheit und enthüllen sich als bloße Wunschphantasien.

Otilies Visionen ähneln den bereits erwähnten somnambulistischen Zuständen. Schubert: »Die magnetisch Schlafenden haben vor [den Augen] einen lichten Schein« (AN 338) – »ganz hell, doch mild erleuchtet« (W 422) ist der Raum, den Otilie erblickt. Otilie visioniert den abwesenden Eduard – Schubert spricht vom »wunderbaren Mitwissen eines Entfernten um die Schicksale, vornehmlich aber um den Tod einer geliebten, nahe verwandten Person« (AN 350).⁵⁷

Otilies Gesteins- und Metallfühligkeit wird während des Besuchs des Lords und seines Begleiters entdeckt. Zunächst bemerkt der Begleiter, daß Otilie einen bestimmten Seitenweg im Anwesen meidet, weil sie dort »ein ganz eigener Schauer« (W 443) zu befallen pflegt und sich zudem »Kopfweh an der linken Seite einstellt« (W 443). Aufmerksam geworden, stellt der Begleiter fest, daß sich an diesem Weg Spuren von Steinkohle befinden. In der Überzeugung, daß es »noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen untereinander, organischer gegen sie und abermals untereinander« (W 444) gebe, die »uns gegenwärtig verborgen« (W 444) sind, stellt der Begleiter daraufhin mit Charlotte und Otilie einen Pendelversuch an. Bei ihm selbst und bei der verständigen Charlotte, die erklärtermaßen »nicht abergläubisch« ist (W 248) und schon »manches von diesen Dingen gehört, [...] aber niemals eine Wirkung gesehen« hat (W 444), bewegt sich nichts. Bei Otilie jedoch gelingt der Versuch des Begleiters »über alle seine Erwartung«, selbst der skeptische Lord »stutzte einigermaßen« (W 444). Obwohl es angesichts der umfangreichen zeitgenössischen Diskussion über solche Phänomene nahe gelegen hätte, für Otilies erstaunliche Fähigkeit nach mesmeristische Erklärungen zu geben (die Goethe bei Ritter und anderen leicht hätte finden können), geschieht im Text nichts dergleichen. Es wird ein unerwartetes, also erklärungsheischendes Ereignis beschrieben, aber kein Erklärungsrahmen bereitgestellt. Im Gegenteil: Das Ereignis selbst wird

57 Auch Hufeland (Magnetismus, S. 10) spricht dem Magnetismus die Macht der »Erweckung des physischen Divinations- (Ahnungs-) Vermögens« zu. Baumgardt, S. 345: »Auch Hegel, Schelling, Schleiermacher, Schopenhauer und fast die ganze romantische Philosophie der Zeit hat [...] die Tatsächlichkeit ›somnambulen Erkennens‹ anerkannt.«

relativiert durch unterschiedliche Einschätzungen der Protagonisten. Auf der einen Seite stehen Charlotte, deren Pendelversuch mißlingt, und der skeptische Lord, der an »diese Dinge [...] keinen Glauben« hat (W 443) und bei Otiliens Erfolg zwar stutzt, aber sich nicht grundsätzlich von der Realität solcher psychophysischer Vorgänge überzeugen läßt. Obwohl es nicht ausgesprochen wird, ist zu vermuten, daß der Lord als Erklärung für die ungewöhnlichen Schwingungen den Zufall oder unbewußte Manipulationen Otilies annimmt.

Andererseits: Otilies Versuch gelingt über alle Erwartung gut, und der zeitgenössische Hintergrund macht aus ihm alles andere als ein anachronistisches Relikt abstrusen Aberglaubens. Solche Phänomene waren aktuell, wengleich umstritten. Schubert stellt in den »Ansichten« eine Verbindung zwischen tierisch-organischem Magnetismus, Somnambulismus und Metallfühligkeit her und erwähnt unangenehme Begleiteffekte, wie sie auch Otilie verspürt (vgl. AN 336-355). Goethe kannte auch die bereits erwähnten Pendelversuche Johann Wilhelm Ritters mit dem vermeintlich wasser-, kohle- und metallfühligen italienischen Medium Campetti, die 1806/7 in München im Auftrag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stattfanden, durch Berichte Schellings und Hegels.⁵⁸ In Ritters Hauptwerk »Der Siderismus« (1808), das Goethe am 24. und 25. März 1808, wenige Tage vor Beginn der Arbeit an den »Wahlverwandtschaften«, las,⁵⁹ sind die Münchner Experimente beschrieben. Auch hier ging es, wie stets beim romantisch verstandenen Mesmerismus, um den Gegensatz zwischen einer mechanischen, kausal-empirischen Erklärung einerseits und einer metaphysisch-finalen andererseits. Der romantischen Suche nach metaphysisch fundierter organischer Alleinheit standen stets Verfechter einer empirischen Naturwissenschaft gegenüber. So auch bei Ritter. Dessen entschiedenster Kritiker, Ludwig Wilhelm Gilbert, erklärte die nach Ritters Auffassung mechanisch unverursachten Pendelschwingungen als Wirkungen unwillkürlicher Handbewegungen der Probanden.⁶⁰ Wie im gelehrten Deutschland seiner Zeit evoziert auch im Roman das merkwürdige Geschehen verschiedenartige Erklärungen, ohne daß der Leser im Rahmen der erzählten Welt eine von ihnen als gültig ansehen könnte. Es gilt hier Michael Titzmanns Beobachtung, daß sich »das für die Goethezeit charakteristische Denken immer auf einer heiklen Grenze am Rande des Okkultismus bewegt. [/] Jenseits des Gewußten ist für diese Kultur immer der Ort möglicher Geheimnisse.«⁶¹

58 Siehe (für Ritter) Wetzels, S. 48-53 und (für Goethe) Adler, S. 182-187.

59 Siehe Goethes Leben von Tag zu Tag, S. 177f.

60 Siehe Wetzels, S. 52.

61 Titzmann, S. 381 u. S. 397.

Angesichts der heutigen Esoterik- und Okkultismusmoden wäre es unzutreffend, den Glauben an derartige Phänomene in vergangene, weniger informierte Jahrhunderte zu verweisen.⁶² Jedoch wird man sie heute unwissenschaftlich nennen müssen. Anders als in der Goethezeit gehören sie nicht mehr als »ernste bewahrens-werte Kommunikation« zur »gepflegten Semantik« (Niklas Luhmann)⁶³ unserer Epoche, denn sie haben keine Verbindung zum derzeitigen Erkenntnisstand der Naturwissenschaften und zu den Paradigmen der aktuellen Forschungsprogramme.

Mit einer – historisch relativierten – empirischen Grundhaltung ungleich schwerer vereinbar als die magnetischen Phänomene scheinen die legendarischen Wunder an Ottilies Leichnam am Romanende sowie die Ähnlichkeit des in einem »doppelten Ehebruch« (W 455) von Eduard und Charlotte gezeugten Kindes mit dem Hauptmann und Ottilie zu sein. Die subtile narrative Vermittlung von Nannys Wunderheilung wurde oben bereits dargestellt. Sie gestattet eine realistische Lektüre der Passage, ohne ein übernatürlich-finales Verständnis auszuschließen. Ist darüber hinaus auch eine mesmeristische Erklärung möglich? Viele zeitgenössische Leser empfanden das legendenhafte Ende als eklatanten Bruch mit den restlichen Partien des Romans.

»Der Schluß ist am schwierigsten, wir wissen nicht, ob zu rechtfertigen oder zu deuten. Die Einmischung des Wunderbaren; das zerschmetterte und geheilte hung-
rige Kind [...]; der lange Zeit frisch erhaltene Leichnam Ottiliens [...] verbreiten eine durchaus märchenhafte Beleuchtung über das Ganze, von der wir nicht zu entscheiden vermögen, ob sie der Absicht des Verfassers gemäß sey, – oder günstig beurtheilt werden könne.«⁶⁴

Entschiedener meinte Therese Huber, Goethe gebrauchte »am Schluß Maschinerien, die nur symbolisch verstanden werden können« (H 138).

62 Ein beliebiges Beispiel: Am 16. Januar 1991 wurde an Göttinger Haushalte das Falblatt eines »Geschädigten, der seine Frau durch Unkenntnis der Gefahr von Erdstrahlen verloren hat«, verteilt. Darin empfiehlt der Präsident der »Stiftung Erdstrahlenschutz« dringend, die gefährlichen Strahlen durch »Pendeln« zu lokalisieren; aufgrund der »2 Jahre alten Erfahrung« des Verfassers meint dieser »mit Bestimmtheit« behaupten zu können, daß 80 % aller Menschen das Pendeln beherrschten. Andere Beispiele gibt Lutz Röhrich, Formen und Erscheinungsweisen des Aberglaubens in der Gegenwart, in: Dietz-Rüdiger Moser (Hg.), Glaube im Abseits. Beiträge zur Erforschung des Aberglaubens, Darmstadt 1992, S. 133-168. Nach einer repräsentativen Umfrage des ZUMA-Instituts Mannheim glaubten 1991 51% der Deutschen (alte Bundesländer) an »Wunder« und »übernatürliche Phänomene« (s. Deutscher Forschungsdienst/Berichte aus der Wissenschaft, 1992, Nr. 9, S. 12).

63 Luhmann, Struktur, S. 19.

64 H 146 (J. S. Bartholdy); ähnlich H 76 (B. G. Niebuhr), H 87 (F. G. Welcker), H 108 (K. A. Bottiger), H 143 (E. Schulze), H 243 (A. Wagner?).

Ein Rezensent der Evangelischen Kirchen-Zeitung warf Goethe sogar vor, er setze auf diesem »Culminationspunkte der Afterkunst alle Scheu und Achtung vor gesundem Menschenverstande aus dem Auge« (H 362). Immerhin findet sich auch eine, wenngleich zögernde Gegenstimme. Ein anonymes französisches Rezensent gab zu Bedenken, »ob diese Wunder nicht eine Wirkung des Magnetismus sind« (H 149). Tatsächlich waren damals noch, wie schon erwähnt, die Wunderheilungen in aller Munde, die Mesmer und andere seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts an verschiedenen Orten Mitteleuropas durchgeführt hatten. Die Übertragung heilender magnetischer Energie geschah unter anderem durch das Berühren der Patienten mit den Fingerspitzen – so wie auch Nanny nach ihrem Sturz erst durch die Berührung mit Ottilies Leichnam geheilt wird.⁶⁵ Schubert erwähnt die »Verwandtschaft des thierischen Magnetismus mit dem Tode«, die dem Magnetiseur ermögliche, »sonst unheilbare Krankheiten« zu überwinden (AN 357). So kann neben der erzählerischen Vermittlung der Szene hinaus auch eine mesmeristische Deutung des Geschehens dazu beitragen, das vermeintliche Wunder mit einer empirisch orientierten Lesart zu vereinbaren.

Zur Kindesähnlichkeit. Der Sohn, »ein wunderbares, ja ein Wunderkind« (W 445), ähnelt nicht seinen leiblichen Eltern Eduard und Charlotte, sondern hat, wie »alle Welt sagt« (W 455), die Augen Ottilies, und zugleich auch die »Bildung« (W 421) des Hauptmanns; beide waren ja, »wundersam genug«, als »Luftgestalten« (W 321) bei der Zeugung anwesend. Der Sachverhalt der doppelten Ähnlichkeit wird nicht etwa »durchweg mit den Augen der Beobachter, also in der Rekapitulation subjektiver Eindrücke erschlossen«,⁶⁶ sondern in der erzähllogisch privilegierten Rede des Erzählers behauptet; der Leser hat sie deshalb als Tatsache der (fiktiven) Romanwelt anzuerkennen (vgl. W 421, 445). Wie reagieren die Figuren auf dieses höchst merkwürdige Faktum? Die »sonderbare Verwandtschaft« des Kindes setzt allgemein »in Verwunderung« (W 445), sie wird also als ein vom Normalen abweichendes Ereignis wahrgenommen, das den Rahmen, wenn nicht des Möglichen, so doch des Wahrscheinlichen sprengt. Denn »eine solche Übereinstimmung hätte jeden überraschen müssen«

65 Hufeland (Magnetismus, S. 37): »Die magnetische Behandlung geschieht hauptsächlich nur mittelst der Hand [...]. Die Manipulation ist verschieden, je nachdem man sich bloß der Fingerspitzen, oder der ganzen Handfläche dazu bedient.« Daß sich Nanny nach ihrer Wunderheilung an den Inhalt ihrer Trance erinnert, deckt sich allerdings nicht mit der mesmeristischen Lehre, derzufolge sich »im gewöhnlichen Wachen auch nicht die Spur einer Erinnerung an den Zustand des Somnambulismus« (Schubert, AN 349) finde; das gleiche gilt für Ottilie (vgl. W 422 u. 462).

66 Schmiedt, S. 70.

(W 421); auch Mittler stützt, »eine so auffallende Ähnlichkeit [war] ihm sonst noch nie vorgekommen« (W 421). Als der heimgekehrte Eduard zum erstenmal seinen Sohn sieht, staunt er: »Solch ein Gleichen habe ich nie gesehen« (W 455). Auch als der Major zum erstenmal das Kind, und zwar als Leichnam, sieht, erblickt er »nicht ohne geheimes Grausen sein erstarrtes Ebenbild« (W 459). Die Reaktion *innerhalb* der fiktiven Erzählwelt der »Wahlverwandtschaften« auf die Kindesähnlichkeit trägt also der auffallenden Unwahrscheinlichkeit des Faktums Rechnung, ohne daß es aber deswegen bei den Protagonisten zu einer fundamentalen Verunsicherung käme.

Wie wirkte die Zeugung zu viert auf Zeitgenossen? Mußte sie tatsächlich, wie ein heutiger Interpret meint, »empirisch und naturwissenschaftlich unglaubwürdig, der ganze Vorgang absurd«⁶⁷ erscheinen? Goethe selbst schrieb mit Bezug auf das »apprehensive Wunderkind« seinen berühmten Satz »Das Gedichtete behauptet sein Recht, wie das Geschehene«.⁶⁸ Allerdings wird aus dem Kontext nicht deutlich, ob er mit dem »Gedichteten« etwas Phantastisches meint. In den frühen Rezeptionsdokumenten der »Wahlverwandtschaften« finden sich unterschiedliche Reaktionen auf die merkwürdige Ähnlichkeit des Kindes. Anstößig weil vom Wahrscheinlichen abweichend, erschien die Kindesähnlichkeit allemal. Empirisch gesinnte Stimmen kritisierten die Kindesähnlichkeit als phantastisches Element. Der Göttinger Ernst Schulze befand, es könne nur »zu den größten poetischen Lizenzen gerechnet werden«.⁶⁹ Auf der anderen Seite gab es Äußerungen, die es als »seltsames Naturspiel« noch im Rahmen des Möglichen belassen.⁷⁰

Aufschlußreich ist die Stellungnahme von August Wilhelm Rehberg, der in seiner Rezension der »Wahlverwandtschaften« schreibt: »Unser ungläubig-bergläubisches Zeitalter liebt es gar sehr, in der Naturlehre zu dem kindlichen Sinne der Ahnungen zurück zu kehren. Die unbegreifliche Aehnlichkeit eines Kindes mit zwey Personen, welche die Herzen der Aeltern in dem Augenblicke beschäftigten, da der wunderbare Zwitter entstand, wird vielen Leserinnen Angst machen – das ist anziehend« (H 105). Mit der bemerkenswerten Wendung »unser ungläubig-bergläu-

67 Allemann, Transzendentalroman, S. 21f., mit der prekären Ergänzung: »(es sei denn, man nehme den Begriff der Naturwissenschaft wie Goethe und seine romantischen Zeitgenossen in einem pränewtonschen Sinn)«.

68 Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 21, S. 153 (Brief an Karl Friedrich von Reinhard, 31. 12. 1809).

69 H 143; ebenso H 76 (B. G. Niebuhr), H 105 (A. W. Rehberg).

70 H 241 (A. Wagner?); ebenso H 284 (J. S. Zauper) und H 361 (E. J. G. de Valenti).

bisches Zeitalter« wird Rehberg der Zwiespältigkeit der Reaktionen gerecht. Die zitierten Rezeptionszeugnisse machen plausibel, daß viele Zeitgenossen die Möglichkeit einer psychisch verursachten Ähnlichkeitsübertragung ausschlossen. In der populären Mentalität der Zeit mochte man sich jedoch auf solch unheimliche Übertragungen durchaus einlassen. Dem Volksglauben zufolge konnten (und können) Schwangere sich »versehen«: Ein Embryo kann Eigenschaften von Gegenständen oder Personen übertragen bekommen, die sich der Mutter während der Schwangerschaft besonders eingepägt haben. Die Schwangere solle Schönes suchen und Häßliches meiden, damit sich »die Frucht nach dem Gedankengang der Mutter entwickelt«.⁷¹

Es wäre jedoch falsch zu meinen, nur ungebildet-bergläubische Zeitgenossen Goethes hätten an die Realität des Versehens geglaubt. In Johann Caspar Lavaters »Physiognomischen Fragmenten« (1775–1778) – einem Werk, dessen Entstehung Goethe begleitet hat – wird das Versehen als unleugbare Realität dargestellt. Für Lavater ist es »gewiß [...] daß der Mutter Einbildungskraft auf die Physiognomie des Kindes wirken könne«.⁷²

Auch für Vertreter der romantischen Medizin war das Phänomen des Versehens real. Der Tübinger Medizin- und Philosophieprofessor und Mitbegründer des »Archivs für den thierischen Magnetismus« Carl August von Eschenmayer, der in seinem »Versuch die scheinbare Magie des thierischen Magnetismus aus physiologischen und psychischen Gesezen zu erklären« (1816) den magnetisch-mesmeristischen Kontakt zwischen zwei Personen »als eine geistige Zeugung durch geistige Begattung« (S. 162) erklärt, betont die notwendige Mitwirkung des »Gefühlvermögens« auch beim physiologischen Zeugungsakt:

»Das Gefühlvermögen nimmt alle geistigen Phänomene der sympathischen Personen in sich auf und bildet sie in seiner eigenen Plastik nach, gerade, wie der Fötus die verkehrte Stimmung der Gefühle und schreckhafter Einbildungen der Mutter bei dem sogenannten Versehen in seiner Plastik nachbildet, was die Muttermäler, und die Mißstaltungen beweisen, deren Zusammenhang mit der

71 Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Art. »Schwangerschaft«, Sp. 1421f. Vgl. auch Fritz Kahn, Das Versehen der Schwangeren in Volksglaube und Dichtung, Diss. Berlin 1913 (mit einem Hinweis auf die »Wahlverwandtschaften« auf S. 55). Noch im Jahr 1913 erscheint einer Heidelberger medizinischen Dissertation ein derartiger Fall diskutabel genug, um ihn ausführlich zu widerlegen: Otto Bossert, Ein Beitrag zur Lehre vom Versehen, Diss. Heidelberg 1913, S. 24–27.

72 Lavater, Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Vierter Versuch, Leipzig/Winterthur 1778, S. 69 (»Erster Abschnitt. Siebentes Fragment: Wirkungen der Einbildungskraft auf die menschliche Bildung. Beylage«).

Einbildungskraft der Mutter eben so wenig zu läugnen ist, als die Facta des thierischen Magnetismus.«⁷³

Das Versehen ist für Eschenmayer mehr als ein psychosomatisch verursachter Defekt im Sinne eines empirisch beweisbaren Ursache-Wirkungs-Mechanismus. Dank seiner ikonischen Qualität beweist es einen Zusammenhang alles Existierenden jenseits physischer Kontakte. Nicht nur im Aberglauben also, sondern auch in Teilen der zeitgenössischen Medizin konnte der in den »Wahlverwandtschaften« dargestellte »doppelte Ehebruch« Eduards und Charlottes beim Zeugungsakt als Erklärung der wunderbaren Ähnlichkeit des Kindes mit seinen imaginär anwesenden Miterzeugern, Ottilie und dem Hauptmann, dienen.

Schließlich sollte auch ein Erklärungsversuch aus dem Jahr 1980 nicht unterschlagen werden. Stuart Atkins versucht in seiner Interpretation des Romans die skandalöse Kindesähnlichkeit so zu begründen:

»That little Otto has Ottilie's eyes is naturalistically explicable, since she is his mother's niece; he may have the Captain's features because Eduard and the Captain – the latter, whether loser or winner [...] of the heroine of ›Die wunderlichen Nachbarskinder‹, is a member of a ›bedeutendes Haus‹ [...] – belong to families likely to have intermarried.«⁷⁴

Diese Erklärung wirkt unplausibel. Sie entspringt Atkins' Bemühen, selbst die wundersame Kindesähnlichkeit mit seiner übergreifenden Interpretationsthese zu vereinbaren.⁷⁵ Immerhin belegt sie, daß nicht nur um 1800, sondern auch noch 200 Jahre später die Kindesähnlichkeit als realitätskompatibles Faktum aufgefaßt werden kann.

Die Spannweite der Reaktionen reicht also vom moralischen Skandal über den Vorwurf fantastischer Unglaubwürdigkeit bis zu abergläubisch getönter Zustimmung und rationaler Rekonstruktion. Diese Vielfalt belegt, daß (wie durchgehend in den »Wahlverwandtschaften«) auch bei diesem Ereignis der Text eine Vielfalt einander ausschließender Erklärungsmöglichkeiten provoziert, aber zugleich unentscheidbar läßt, welche Erklärung im Rahmen der fiktiven Welt der »Wahlverwandtschaften« zutrifft.

⁷³ Eschenmayer, Versuch, S. 165f. – Goethe berichtet Schiller in einem Brief vom 28. 6. 1798 über seine Lektüre von Eschenmayers »Versuch die Geseze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik mithin a priori zu entwickeln« (Tübingen 1798): »Ich konnte so recht in die Werkstätte des Naturphilosophen und Naturforschers hineinsehen« (Werke [Weimarer Ausgabe] IV, 13, S. 197).

⁷⁴ Atkins, S. 35.

⁷⁵ Nämlich: »the principle of verisimilitude [...] controls every detail of the text« (ebd., S. 14).

Im Mesmerismus der Goethezeit treffen zwei gegensätzliche wissenschaftliche Paradigmen aufeinander. Mesmer selbst verstand seine Theorie empirisch-kausal, die romantischen Nachfolger metaphysisch-teleologisch. Dieser Konflikt bestimmt auch die »Wahlverwandtschaften«. Jedenfalls waren die dort beschriebenen mesmeristischen Phänomene nicht abstrus-phantastische Gebilde der Imagination, sondern wissenschaftlich diskutabel und galten im Verständnis der Zeitgenossen teils als empirisch auflösbare Täuschungen, teils als authentische Zeugnisse einer kosmischen Alleinheit. Der Roman dokumentiert diesen epistemisch offenen Zustand, ohne Partei zu ergreifen. Seine erzählte Welt ist doppelt, weil das Geschehen durchgängig kausal-empirisch, aber auch metaphysisch-final erklärbar bleibt.

Ottilie

Ottilie ist an allen Ereignissen der Romanhandlung beteiligt, die aus dem Rahmen des Wahrscheinlichen fallen und den zweideutigen Eindruck des Wunderbaren erwecken. Von allen Figuren steht sie der Sphäre des vermeintlich oder tatsächlich Numinosen am nächsten. Was der Text mit seiner leitmotivischen Konnotationstechnik und in den mesmeristischen Phänomenen suggeriert, kulminiert in ihrer Figur und ihrer Funktion in der Romanhandlung.

»Ohne, daß sie wollte« (W 423), empfängt Ottilie telepathische Visionen von Eduard. Das geschieht ihr nicht als Ergebnis eines eigenen Entschlusses oder einer eigenständigen Handlung, sondern in einem halbbewußten Zustand, in dem sie »zwischen Schlaf und Wachen schwebte« (W 422). Das Verlassen festen Bodens ist ein Vorgang, der auch sonst mit Ottilie verbunden wird; sie scheint dem »schwankenden Element« (W 324) Wasser und der Luft besonders nahe zu sein. Beim Spaziergang, auf dem Eduard seine Liebe zuerst ausspricht, glaubt Eduard in Ottilie »ein himmlisches Wesen zu sehen, das über ihm schwebte«. Das geschieht, nachdem der Weg beide »gegen die Teiche zu« »leitete«, noch über den Punkt hinaus, bis zu dem »man gewöhnlich das Wasser verfolgte« (W 291). Während Eduards Abwesenheit mag Ottilie »auf dem Boden [...] nicht verweilen«, sondern läßt sich auf dem See »von den bewegten Wellen schaukeln« (W 351). Unmittelbar nachdem das Kind ertrunken ist, »schwebt sie auf dem treulosen, unzugänglichen Elemente« (W 457) – Ottilie, nicht etwa der Kahn. Nach ihrem Tod besucht der Architekt den Leichnam Ottilies, die »ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte« (W 488). Auch Nanny erscheint sie »überirdisch, wie auf Wolken oder

Wogen getragen« (W 486). Das Wasser als Ur-Flüssigkeit ist auch ein wichtiges Motiv in der Naturphilosophie Schuberts: es stehe »an dem Gipfel der anorganischen Welt« (AN 312), sei »jener flüssige Zustand, [...] aus welchem die Wesen in der ganzen körperlichen Natur entstehen« (AN 105f.). Überall in der irdischen Natur zeigten sich »Spuren eines viel bildsameren, und an den Einflüssen des höheren Ganzen theilnehmenderen Zustandes; jenes der allgemeinen Auflösung und Flüssigkeit« (AN 179f.). Ihre Gesteinsfähigkeit ist Ottilie ein Phänomen, das sie sich selbst »nicht zu erklären weiß«, bei dem »ein Geheimnis obwaltet« (W 443). Beim unerwartet erfolgreichen Pendelversuch hält sie das Pendel »unbewußter« (W 444) als die erfolglose Charlotte. Das Fehlen von Bewußtsein und Absicht sind wiederkehrende Merkmale von Ottilies Handlungen. Als nach dem Tod des Kindes ein Neuanfang für beide Liebespaare möglich scheint, wird er durch Ottilies Weigerung, ein Verhältnis mit Eduard einzugehen, verhindert. Der Wortlaut der Begründung, die Ottilie für ihre Weigerung gibt, ist aufschlußreich:

»Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren [...]. Auf deinem [Charlottes] Schoße ruhend, halb erstant, wie aus einer fremden Welt vernehme ich obermals deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch diesmal in meinem halben Totenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.« (W 462f.)

Ottiliens Entscheidung, sich zu verweigern, ist hier wohl nicht als »das bestimmte Setzen eines moralischen Ziels«⁷⁶ im Sinne der frei gewählten, verantwortlichen Tat einer selbständigen Person zu verstehen. Nur wer sich auch anders entscheiden könnte, als er es tut, handelt in vollem Sinne. Ottilie wählt ihre Haltung nicht. »Ich bin entschlossen«, sagt sie zwar – aber sie hat sich nicht bei klarem Bewußtsein entschlossen, sondern »in meinem halben Totenschlaf«, und Charlottes Stimme dringt zu ihr »wie aus einer fremden Welt«. Ottilies eigene Welt ist – so legt diese Passage nahe – eine mythische, die von der empirisch-psychologisch erklärbaren Welt Charlottes und der anderen Figuren radikal unterschieden ist. Ottilies Gesetze und Handlungen entspringen dem »Gefühl« im Sinne einer vorgegebenen, kausal unableitbaren Motivierungsquelle. Ottilie folgt planetenhaft einer »Bahn« (wie sie selbst sagt); »sie wählte nicht, sie tat« (W 405). Deshalb verstummt sie bis zu ihrem Tod – sie hat nichts zu erklären, hat keine Gründe anzugeben für ihr Verhalten, sie wählt nicht, sondern ist auserwählt.

⁷⁶ Adler, S. 199. Die ausführlichste psychologische Deutung der Ottilie-Figur gibt Barnes, Goethe's Die Wahlverwandtschaften, S. 123-160.

Ottilie scheint, zumindest tendenziell, einer Welt anzugehören, in der es keine Psychologie gibt, keine Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten, sondern nur ein von vornherein festgelegtes Geschehen.⁷⁷ Daß sie »sich nicht entwickeln« könne (W 251), wirft ihr die Vorsteherin der Erziehungsanstalt zu Anfang vor. Auch der Gehülfe bestätigt, »wie wenig die gute Ottilie das zu äußern imstande ist, was in ihr liegt und was sie vermag« (W 278). »Fähigkeiten« habe Ottilie zwar, aber keine »Fertigkeiten«, die doch erst »der Zweck aller Erziehung« seien (W 278). In seinen »Ansichten« betont Schubert, die »eigentliche tiefe Wissenschaft« (AN 50), die »wahre Weisheit könne nicht sowohl von dem Menschen an den Menschen mitgeteilt, als vielmehr einem empfänglichen Gemüth durch den höhern (göttlichen) Einfluß offenbart werden« (AN 86). – In der Prüfung, die statt auf gegebene Fähigkeiten auf erlernte Fertigkeiten zielt, versagt Ottilie wegen ihres »Kopfwehs« (W 279), dessen Bedeutung als mesmeristisch-transzendenter Indikator im weiteren Verlauf des Geschehens deutlich gemacht wird. – Auch für Ottilies moralische Überlegenheit gegenüber Eduard und den anderen findet sich, diesmal bei Eschenmayer, eine mesmeristische Erklärung: Die besondere Nähe der Somnambulen zum fenseitigen führe dazu, daß man »die moralisch-religiöse Tendenz [...] bey den Somnambulen vom höchsten Grade wahrnehmen« könne.⁷⁸ Daß Ottilie ein sexuelles Verhältnis mit Eduard verweigert, liegt aus mesmeristischer Sicht daran, daß »bei den Somnambulen alle Geschlechtsreize und wollüstige Begierden repellerend wirken«.⁷⁹

Ottilie weist nicht nur eine besondere, mesmeristisch getönte Nähe zum Wasser und zum luftigen Schweben auf, sondern sie, die den Namen einer Heiligen trägt, wird auch mit antiker, christlicher und mittelalterlicher Vergangenheit in besondere Verbindung gesetzt. Bei der Ausschmückung der Wände der Kapelle (in der Ottilie schließlich selbst aufgebahrt werden wird) durch »Blumen und Fruchtgehänge [...], welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten«, ist Ottilie »ganz in ihrem Felde« (W 372).⁸⁰ Dem Architekten dient sie als Muster für die Engelsgesichter, die er an die Decke der Kapelle malt. Unter dem unmittelbaren Eindruck Ottiliens glücken dem Architekten die Bilder derart,

⁷⁷ Auch John Noyes hebt Ottilies »blinde Wahl« hervor, versteht »Wahl« jedoch im Sinne von Lacans »Begehren«, s. Noyes, S. 193.

⁷⁸ Eschenmayer, Psychologie, S. 265.

⁷⁹ Ders, Versuch, S. 166.

⁸⁰ Ottilie wird so auch mit dem bewußtseinslosen Bereich des Vegetativ-Organischen konnotiert; anfangs hatte der Gehülfe sie zu den »verschlossenen Früchten« (W 264) gezählt (s. Marahrens, Der »Welt«-Begriff, S. 120).

»daß es schien, als wenn Otilie selbst aus den himmlischen Räumen heruntersähe« (W 372). Dieser kommt der Anblick ihres eigenen, in sakralen Kontext gestellten Gesichtes so vor, »als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn dies alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte«; später erst »erwachte Otilie vor sich selbst« (W 374).

Otilie wird in die Nähe der Muttergottes gerückt, ihr Schicksal ist, wie Waltraut Wiethölter plausibel gemacht hat, auch als Nachbildung eines »aufgrund diskreter Bild- und Bibelzitate ikonographisch rekonstruierbaren Marienlebens« verstehbar.⁸¹ Dem neugeborenen Sohn wird die jungfräuliche Otilie »eine andre Art von Mutter« (W 445) – eine ›andre Art von Mutter‹ ist auch die Mutter Christi. Otilie, »zur Mutter Gottes erhoben« (W 403), übertrifft als »neugeschaffene Himmelskönigin« (W 404) im lebenden Bild »alles, was je ein Maler dargestellt hat« (W 404) und erscheint schließlich in der Kapelle »als Himmelsbraut in ihrem Hochzeitsschmuck und der Sternengloriole des Totenkranzes«.⁸²

Anders als die anderen Protagonisten ist Otilie mit einem Epitheton ornans versehen, das in seiner situationsinvarianten Permanenz, stereotypen Allgemeinheit und ungegenständlichen Abstraktheit einen entindividualisierenden Effekt hat: das ›schöne Kind‹. Bei Schubert (und über ihn hinaus im romantischen Verständnis der Kindheit) zeichnet sich das Kind, das analogisiert wird mit der Goldenen Zeit der Alten Welt, durch Instinkt anstelle von eigenem Willen aus (vgl. AN 28). Das Kind ist für die romantische Entwicklungspsychologie kein defizienter Erwachsener, sondern ein eigenständiger, besserer Mensch; es ist »mit besonderer Weisheit« und »übernatürlichen Fähigkeiten« begabt als »organisches Glied im kosmischen Zusammenhang [...], es hat sich noch durch keine Individuation aus dem Naturganzen ausgegrenzt«.⁸³

Entwicklungslosigkeit, psychologische Opakheit, unbewußtes und fremdgelenktes Verhalten, Kindhaftigkeit in einem metaphysisch aufgeladenen Sinn, Nähe zur Natur und zum Göttlichen, ihre Beteiligung an allen außergewöhnlichen und wunderbaren Ereignissen der Romanhandlung: Nimmt man alle diese Merkmale Ottiliens zusammen, nähert

sich die »Form der Individualität« (Clemens Lugowski) dieser Figur derjenigen von Protagonisten an, die mythische, finalbestimmte volkstümliche Erzählformen wie Märchen oder Legenden bevölkern. Deren charakteristische Merkmale hat die volkskundliche Erzählforschung zusammengetragen: Figuren als reine Handlungsträger (Figurenstil), Flächenhaftigkeit, Abstraktheit.⁸⁴

Der Figurenstil äußert sich im Fall Ottilies darin, daß nicht eine psychologisch zu verstehende Charakterentwicklung gezeigt wird, sondern die Identität der Figur über ihre Handlungen und über ihre Funktion im Geschehenszusammenhang der Erzählung festgelegt wird. Charakterentwicklung ist Märchenfiguren fremd, sie sind weder Individuen, Charaktere noch Typen, sondern Handlungsträger. Auch die ständige Kennzeichnung Ottilies als ›schönes Kind‹ hat seine Parallele im Märchenstil, denn das Märchen »liebt die Einheit des Beiworts«.⁸⁵ Beziehungen zu anderen Figuren werden nicht durch die Artikulation von Gefühlen deutlich, sondern, unpsychologisch-äußerlich, durch Handlungen und wahrnehmbare Merkmale. Ottilies Liebe zu Eduard wird deutlich nicht aus Äußerungen, in denen sie ihr Gefühl bekundete, sondern aus dem halbseitigen Kopfschmerz, der mit demjenigen Eduards korrespondiert (W 281), dem gemeinsamen Musizieren (W 297) oder der wunderbaren Angleichung ihrer Handschrift an die Eduards (W 323).⁸⁶ Die Figur Otilie ist tendenziell abstrakt und flächenhaft, sie hat keine individualisierende psychologische Tiefe, ihre Psyche bleibt opak, ihre Motivierungen undurchsichtig.

Es wäre gewiß überzogen, die Figur der Otilie ausschließlich als ›flat character‹ zu beschreiben. Sie besitzt auch mit Merkmalen eines psychologisch vertieften ›round character‹ ausgestattet; sie reflektiert sich als Person, beobachtet aber mit »Staunen« an sich selbst Verhalten und Fähigkeiten, deren Motivierung und Möglichkeit sie sich nicht erklären kann. Otilie ist so, wie der Magnetismusforscher Carl August von Eschenmayer Somnambule beschreibt: ein »doppeltes Wesen«.⁸⁷ Die

81 Wiethölter, S. 22; vgl. ebd., S. 21-31.

82 Wiethölter, S. 22.

83 Assmann, S. 117, 118, 119; s. ebd., S. 120: »Die Dimension der Geschichte, bestimmt von Diskontinuität und Wandel, von anarchischem Zufall und unkontrollierbarer Entwicklung, steht als Lebensrealität des Erwachsenen dem ersehnten kindlichen Einklang mit der Welt entgegen.« Zur romantischen »Metaphysik der Kindheit« und »mystischen Kindheitslehre« s. auch Hans-Heino Ewers: *Kindheit als poetische Daseinsform*, München 1989, S. 260. Auf Schuberts Kindheitsmetaphysik in den »Ansichten« gehe ich unten ein.

84 Siehe Lüthi, *Das europäische Volksmärchen*, und Bausinger. Mit E. M. Forsters Unterscheidung ausgedrückt: Sie kommt dem Typus eines ›flat character‹ nahe – in einer Welt von ›round characters‹ (s. Forster, S. 75-85).

85 Lüthi, *Volksmärchen und Volkssage*, S. 154.

86 Diese Tendenz zur konkreten Darstellung abstrakter Eigenschaften zeigt sich auch beim Kind Otto, das in seiner doppelten Ähnlichkeit mit seinen geistigen Eltern eine Eigenschaft aufweist, die das miteinander verkreuzte Schicksal der vier Protagonisten visuell darstellt.

87 Eschenmayer, *Versuch*, S. 73.

doppelte Welt der »Wahlverwandtschaften« hat in der Zwiespältigkeit der Ottilie-Figur ein *pars pro toto*.⁸⁸

»Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas anderes, Unvergleichbares werden. In manchen Tönen ist die Nachtigall noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heiße.« (W 427)

Dieser Tagebucheintrag Ottilies läßt sich als Beschreibung ihrer eigenen Rolle in der Romanhandlung lesen. Wie die Nachtigall in ihrem Gesang zunächst noch Vogel ist, dann aber den anderen Vögeln unvergleichbar und unerreichbar wird, so scheint Ottilie, in deren »Wesen« zum Ende hin »das Feierliche« zunimmt (W 479), in der legendarischen Schlußapothese des Romans den Bereich psychologischer Beurteilbarkeit und Nachvollziehbarkeit endgültig zu verlassen. (Das relativierende »scheint«, mit dem der Erzähler so viele zentrale Passagen des Romans versehen hat, bewahrt auch in dieser Notiz Ottilies die Zweideutigkeit der Aussage.) Nach ihrem Tod, der auch als Übergang in eine höhere Welt verstanden werden kann, will Eduard ihr nach, aber, so Eduard, »meine *Natur* hält mich zurück und mein Versprechen. Es ist eine schreckliche Aufgabe, das *Unnachahmliche* nachzuahmen. Ich fühle wohl, mein Bestes, es gehört *Genie* zu allem, auch zum *Märtyrertum*« (W 490, meine Hervorhebungen). Diese Sätze stehen auf der letzten Seite des Romans und bilden die letzte Figurenrede des Textes. Eduards menschliche Natur verhindert, daß er Ottilie, deren »klassenübersteigendes« Genie sich im Märtyrertum zeigt, nachahmen kann. Unnachahmlich ist das Märtyrertum Ottilies für den menschlichen Eduard, so wie der Gesang der Nachtigall unvergleichbar dem anderer Vogelarten ist.

Ottilies besondere Nähe zu einem »höheren überirdischen Daseyn«, wie Schubert es in den »Ansichten« im Rahmen seiner Stufenlehre alles Seienden beschreibt (AN 309), geht einher mit Symptomen, die in der normalen Welt als Defizite oder Defekte gelten. Nur wer den mesmeristischen Hintergrund des Romans erkennt, kann meinen, diese Defekte würden Ottilies metaphysischer Besonderheit »Hohn sprechen«.⁸⁹ In ihnen äußert sich im Gegenteil »das Eingreifen eines nächstfolgenden Daseyns in das vorhergehende« (Schubert, AN 258f.). Ottilies mit Kopfschmerzen verbundene Metall- und Kohlefühlbarkeit, ihre Träume, Ohn-

machten und schließlich ihr Tod passen zu Schuberts Behauptung, daß »die noch ungebohrnen Kräfte eines künftigen Daseyns vornehmlich in einem krankhaften oder ohnmächtigen Zustand des jetzigen sichtbar« werden (AN 302), wo »der tief im Innern unsers Wesens schlummernde Keim eines neuen Lebens, in gewissen Momenten, wo die Kräfte des jetzigen ruhen, deutlich hervorblickt« (AN 22). Der »Geist des höheren künftigen Daseyns, jener geistigen Welt, welche an die jetzige angrenzt«, in dem sich eschatologisch Überirdisches und Zukünftiges verbinden, »scheint auf der Erde nicht völlig einheimisch zu seyn« (AN 320, vgl. AN 308) – so wie Ottilie, deren Nähe zu übernatürlichen Mächten im Roman immer wieder angedeutet und im legendarischen Ende (wenn gleich auf doppeldeutige Weise) ausgesprochen wird.

Ottilies Tod erscheint in realistischer Perspektive als Ergebnis einer psychosomatischen Ursache-Wirkungs-Kette, nämlich als Folge ihrer Nahrungsverweigerung. Beschreibt man ihn jedoch *nur* als Folge einer pubertären Magersucht, als »anorexia nervosa«,⁹⁰ dann übersieht man den religiösen und spekulativ-metaphysischen Bedeutungsgehalt dieses Verhaltens. Schubert erwähnt, daß die Seher früher, in der alten Zeit, ihre übersinnlichen Einblicke durch »Fasten und Enthaltbarkeit« vorbereitet hätten (AN 97) – das ist auch der metaphysische Sinn von Ottilies Enthaltbarkeit, die nicht erst am Schluß, sondern schon früh als eine ihrer auffälligsten Eigenschaften hervorgehoben wird (W 263f., 483f.). Fasten ist eine heute noch übliche religiöse Praktik der spirituellen Reinigung. Darüber hinaus war Nahrungsverweigerung durch das Vorbild weiblicher Heiliger im Rahmen eines asketischen Frömmigkeitsideals legitimiert und wurde in Einzelfällen bis ins 19. Jahrhundert hinein als Ausweis religiöser Erwählung praktiziert. Die Nahrungsverweigerung diente zusammen mit anderen asketischen Praktiken der Vorbereitung mystischer Visionen. Der Mentalitätshistoriker Rudolph M. Bell hat dieses Verhaltensmuster als »Heilige Anorexie« bezeichnet und von dem modernen Krankheitsbild der Anorexia nervosa ausdrücklich unterschieden; die Heilige Anorexie weist zwar in symptomdeskriptiver Hinsicht Ähnlichkeiten auf, erhält aber durch die religiöse Kontextualisierung eine andere subjektive und soziale Bedeutung.⁹¹ Ottilies Nahrungsverweigerung aus moderner Sicht allein als pathologische Anorexia nervosa zu beschreiben,

88 Wiethölter nennt Ottilie einerseits »keine eigenständige Person, nur eine leere Projektionsfläche«, schreibt dieser Projektionsfläche aber andererseits mentale Zustände wie »Autosuggestion und Selbsttäuschung« und ein »Selbst« zu (Wiethölter, S. 28) – ohne, wie ich, von einer paradoxen ontologischen Zweideutigkeit auszugehen.

89 Von Thadden, S. 211.

90 Atkins, S. 19. Jochen Hörisch benutzt Jacques Lacans Begriff der »anorexie mentale« für seine These, Ottilie erweise mit ihrer Anorexie »die religiöse Sphäre als die Konzession der symbolischen Ordnung ans Imaginäre« (S. 159).

91 Siehe Bell, *Holy Anorexia*, Chicago 1985, und Tilman Habermas, *Heißhunger. Historische Bedingungen der Bulimia nervosa*, Frankfurt a.M. 1990, S. 36-72.

ist eine unhistorische Reduktion, die das Phänomen seines mentalitätsgeschichtlichen Sinns beraubt.

In mythisch-finaler Perspektive ist Ottilies Tod, im Sinne des spekulativen Mesmerismus, ein »seeliger Untergang« (AN 81) und Übergang in eine »höhere Ordnung der Dinge« (AN 360), den Schubert in den »Ansichten« so beschwört:

»Es ist ein ewiges Naturgesetz, [...] daß die vergängliche Form der Dinge untergeht, wenn ein neues, höheres Streben in ihnen erwacht, und daß nicht die Zeit, nicht die Außenwelt, sondern die Psyche selber ihre Hülle zerstört, wenn die Schwingen eines neuen, freyeren Daseyns sich in ihr entfalten.« (AN 69)

Dieses Gesetz verknüpfe »die höchsten Momente des Lebens unmittelbar mit dem Tode« (AN 71), der Eingeweihte erkenne so »in dem Grabe die höhere Wiedergeburt unsres unvergänglichen Sehns« (AN 81).

Ottilies »Hinübersteigen über ihre Klasse« verkündet den Übergang in einen höheren Zustand; Ottilie ist aber auch auf besondere Weise mit der Alten Zeit, jenem »reinen und hohen Urzustand des Menschen, wo derselbe noch ganz dem göttlichen Einfluß ergeben war« (AN 106), verbunden. »Kind« ist, wie bereits erwähnt, ihr ständiges Attribut, und Kindsein ist auch bei Schubert ein privilegierter Zustand. Der »Abglanz des Göttlichen« schwebt »am reinsten über dem Stillen und Kindlichen«, in späteren Jahren gehe es »hinabwärts, in das tiefe Gewühl des Lebens, wo uns neue Dämmerung umfängt« (AN 303f.). Über das Einzelschicksal hinaus erhält Kindheit durch eine Parallelisierung von Individual- und Menschheitsgeschichte eine geschichtsspekulative Dimension. Das »goldene Zeitalter« war eine »Zeit der Kindheit«, »wo der Mensch noch Eins mit der Natur« gewesen sei (AN 7). Ottilies besondere Eigenschaften verweisen auf einen mythischen Urzustand der Menschheit, von dem die Heutigen ähnlich weit entfernt sind wie Eduard von Ottilie. Im zweiten Kapitel des zweiten Teils unterhält der Architekt Charlotte und Ottilie mit seinen Sammlungen von Altertümern. »Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin«, heißt es da, so daß »man sich beinahe selbst fragen [mußte], ob man denn wirklich in der neueren Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sei, daß man nunmehr in ganz anderen Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Überzeugungen verweile« (W 367). Kurz darauf der Erzähler:

»Nach einer solchen Region blicken wohl die meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in einem Fall, sich unter ihresgleichen fühlen zu können.« (W 368)

Mythische Wirkungen werden in den »Wahlverwandtschaften« auf verschiedenen Wegen suggeriert. Vier wurden hier exemplarisch vorgestellt: (1) Die mehrdeutige narrative Darstellungsweise, mit der erklärungsheischende Ereignisse herausgestellt, aber eindeutige Erklärungen blockiert werden, am Beispiel der Wunderheilung Nannys an Ottilies Leichnam. (2) Die Leitmotivtechnik, die reale Gegenstände mit übernatürlichen Konnotationen versieht, am Beispiel des Kahns auf dem Wasser. (3) Die mesmeristischen Phänomene, deren Status im Roman genauso zwischen (empirisch-kausaler) Wissenschaft und (übernatürlich-finaler) Okkultismus changiert wie in der zeitgenössischen medizinisch-naturwissenschaftlichen Diskussion. (4) Die formale Zwiespältigkeit der »Form der Individualität« der Figur Ottilie zwischen (mythisch-aktantiellem) »flat« und (psychologisch vertieftem) »round character«, in der sich die Zwiespältigkeit der doppelten Welt der »Wahlverwandtschaften« spiegelt. Auf diesen Wegen wird hinter der realistischen Wirklichkeit die Präsenz einer zweiten, mythischen suggeriert und die erzählte Welt des Romans paradox verdoppelt.

Die Welt der »Wahlverwandtschaften« bleibt allerdings bis zum Schluß eine zweideutige, nicht eine rein mythische Welt. Der empirisch orientierte Diskurs des modernen Romans (auf den ich im Schlußkapitel ausführlicher eingehe) steht neben der mythischen Erzählform der Legende. Die empirische Motivation des Geschehens wird von der mythischen nicht außer Kraft gesetzt. Die indirekte, konnotative und suggestive Setzung des Mythischen ermöglicht das paradoxe Nebeneinander. Selbst die Wunder des Legendenschlusses werden in einer Weise geschildert, die eine empirische Erklärung (bzw. Umdeutung) noch zuläßt. Allerdings gibt es Passagen, in denen die Existenz des Mythischen besonders nachdrücklich suggeriert wird. Sehr unwahrscheinliche oder anscheinend unmögliche Ereignisse, die in einer realistischen Lesart durch alternative empirische Rekonstruktionen entkräftet werden müssen, sind für eine mythische Lektüre die deutlichsten Hinweise auf eine finale Motivierung des Geschehens.

Die alternativen Motivierungen gehen mit gegensätzlichen Wertungen des Geschehens einher. Was in der realistischen Perspektive als blinder Zufall erscheint, der die Erklärungs- und Sinngebungsversuche der Protagonisten zerstört, ist in mythischer Perspektive gerade die deutlichste Manifestation von Sinnhaftigkeit. Was die übrigen Protagonisten einer sinnlosen Welt hilflos aussetzt, ermöglicht Ottilie den Übergang in eine mythische (durch den Tod in ein Neues Leben führende) Geborgenheit.

Doch welches Handlungsschema erfüllt der Aktant Ottilie? Was ist das »mythische Analogon« (Clemens Lugowski) der »Wahlverwandtschaften«? Walter Benjamin nennt in seinem Essay die »mythische Urform des Opfers«, die dem Geschehen der »Wahlverwandtschaften« zugrunde liege.⁹² Die »verletzte Satzung« (ebd.) der gestörten Ehe müsse durch die Opferung Ottilies gesühnt werden. Diesen Deutungsansatz halte ich für zutreffend. Der Tod Ottilies befriedigt ein archaisches Bedürfnis nach moralischer Symmetrie. Er behebt einen Mangel in der Ehe Eduards und Charlottes, der mit der Liebe zwischen Eduard und Ottilie entstanden war. In diesem strukturalen Sinn sind die »Wahlverwandtschaften« tatsächlich ein »Eheroman«, wie man oft gesagt hat.⁹³ In mythisch-finaler Perspektive wird die Störung der Ehe durch die Opferung Ottilies (und des Kindes) aufgehoben. Das ist der mythische Sinn beider Tode.

Das Thema der Ehe Eduards und Charlottes und die Frage ihrer möglichen Scheidung ist mit den wichtigsten Wendepunkten der Handlung verbunden: Die imaginäre Präsenz der abwesenden Geliebten führt zum ehelich-ehebrecherischen Zeugungsakt und zur wunderbaren Ähnlichkeit des Kindes (W 321). Unmittelbar nachdem Eduard und Ottilie »zum erstenmal entschiedene, freie Küsse« wechseln und »wähnten, [...] glaubten, einander anzugehören« (W 456) – nachdem also die Ehescheidung wahrscheinlich geworden ist –, ereignet sich der Tod des Kindes mit seinen oben beschriebenen unheimlich-transzendenten Begleitumständen (W 456-458). Eduard und der Hauptmann/Major sehen den Tod als »Fügung« an, um die alte Ehe auflösen und die geliebten Frauen heiraten zu können (W 460f.) – doch nachdem »Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin«, verweigert Ottilie eine solche Lösung (W 462). Ottilies eigener Tod wird ausgelöst durch Nannys Bemerkung über den »Brautschmuck«, der »ganz Ihrer [Ottilies] wert« sei (W 483), und durch Mittlers Rede gegen den Ehebruch (ebd.).

Das zehnte Kapitel des ersten Teils der »Wahlverwandtschaften« schildert den Besuch des Grafen und der Baronesse. Der Graf kommt mit folgender Äußerung »länger als billig« (W 308) zu Wort: »wenn man die Welt kennt, so sieht man wohl: auch bei dem Ehestande ist es nur diese

92 Benjamin, S. 140. Auch für von Wiese ist die Ehe in den »Wahlverwandtschaften« »ein Heiligtum, ja ein Sakrament« (W 678). Benjamin verwahrt sich allerdings gegen den bürgerlichen Ehebegriff, s. ebd., S. 189-191.

93 Diese Auffassung geht bekanntlich auf eine Bemerkung Goethes zurück: »Der sehr einfache Text dieses weitläufigen Büchleins sind die Worte Christi: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren pp. Ich weiß nicht, ob irgend jemand sie in dieser Paraphrase wieder erkannt hat« (Werke [Weimarer Ausgabe], IV, 35, S. 74 [Brief an Joseph Stanislaus Zauper, 7. 9. 1821]). Die entsprechende Forschungsdiskussion resümiert Schwan, S. 109-117.

entschiedene, ewige Dauer zwischen so viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeschicktes an sich trägt. Einer von meinen Freunden, dessen gute Laune sich meist in Vorschlägen zu neuen Gesetzen hervortat, behauptete: eine jede Ehe solle nur auf fünf Jahre geschlossen werden« (W 309). Charlotte sind diese Äußerungen des Grafen »um Ottiliens willen« – und, wie man beim Stand der Beziehungen zwischen Eduard und Ottilie zum Zeitpunkt dieses Gespräches vermuten darf, nicht nur aus uneigennützig pädagogischen Motiven – »nicht angenehm« (W 310; vgl. 305). Der Erzähler stimmt ihr zu,⁹⁴ wenn er sagt, Charlotte wisse »recht gut, daß nichts gefährlicher sei als ein allzufreies Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß alles, was die eheliche Verbindung antastet« (W 310).

Auch Mittler – schon in seiner Zeit als Geistlicher »hatte sich kein Ehepaar scheiden lassen« (W 255) – meint, daß die Ehe »Mann und Weib unauflöslich verbindet« (W 483). »Wer mir den Ehstand angreift, [...] wer mir durch Wort, ja durch Tat diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun« (W 307) (= in der Tat wird Mittler mit seiner Rede über das sechste Gebot den Tod der ehegefährdenden Ottilie auslösen). Für ihn ist die Ehe »der Anfang und der Gipfel aller Kultur« und »unauflöslich«; denn der »menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann« (W 307).

Eine Ehescheidung war zur Entstehungszeit der »Wahlverwandtschaften« jedoch kein so strafbar-unausprechlicher Vorgang, wie Charlotte, der Erzähler und Mittler es suggerieren. Auch der oben zitierte Vorschlag des Grafen ist nicht (nur) zynischer Ausdruck einer Außenseitersituation, die ihn »bitter gegen alles, was eheliche Verbindung betraf«, werden ließ (W 310). Es ist vielmehr die pointierte Formulierung der aufklärerisch-naturrechtlichen Auffassung der Ehe als Vertrag, wie sie in Deutschland seit den achtziger Jahren diskutiert und juristisch legitimiert wurde. Das preußische »Allgemeine Landrecht« (1794) enthält ein materielles Ehe- und Scheidungsrecht, dem die »Ehe als Institution einer profanen Rechtsordnung«⁹⁵ gilt; es ließ Scheidungen bei einer Reihe von Gründen wie

94 Die Sympathienlenkung des Erzählers ist jedoch nicht eindeutig, denn Graf und Baronesse werden zunächst eingeführt als »hohe, schöne Gestalten«, die »mit der Neigung ein entschiedenes Zutrauen« erregen (W 307).

95 Zitiert nach Blasius, S. 25. Schwan, S. 75-80, vernachlässigt diesen juristischen Hintergrund; s. auch C. Hoffmann, S. 444-448.

gegenseitiger Einwilligung bei kinderloser Ehe oder einseitigem Widerwillen zu. In der Nürnberger Ehescheidungsordnung von 1803 heißt es: »Keine, an sich gültige, Ehe ist unauflöslich.«⁹⁶ Sogar die vom Grafen formulierte Forderung nach ehelichen Zeitverträgen läßt sich in der zeitgenössischen Diskussion nachweisen. Der Jurist Karl Ludwig Pörschke schrieb in seiner »Vorbereitung zu einem populären Naturrechte« (Königsberg 1795):

»Die Ehe ist ein Vertrag zwischen Personen beiderlei Geschlechtes, um zusammen in der engsten Verbindung zu leben [...]. Der Zweck bei der Ehe muß jedes Willkür überlassen werden, jeder darf bei seiner Heirat Bedingungen eingehen, welche er will, er darf die Ehe auf so lange als er will schließen und sie mit Einwilligung des andern Teiles auch vor der Zeit aufheben.«⁹⁷

Sakramentale und vertragsrechtliche Auffassung der Ehe stehen im Roman nebeneinander und sorgen für eine ambivalente Markierung von ›Ehe‹ und ›Ehebruch‹. In religiöser Sicht bedeutet Ehebruch die Verletzung einer göttlichen Ordnung, für das aufgeklärte Naturrecht handelt es sich nur um einen zivilrechtlichen Vertragsbruch. Weil beide Auffassungen im Roman präsent sind, können die Protagonisten so unterschiedlich auf die Eheproblematik reagieren.

Der Deutung des Romangeschehens als Opferhandlung scheint zu widersprechen, daß Ottilie die katastrophalen Wendungen des Geschehens zwar mitverursacht, aber im Text nicht eindeutig dafür verantwortlich gemacht wird: Am Zustandekommen der ehebrecherischen ›ménage à quatre‹ sind alle vier Protagonisten beteiligt; der Kindestod wird allseits als Unglücksfall angesehen, ja als nicht unwillkommene Lösung einer verfahrenen Situation, die Eduard und Charlotte entgegen ihren Neigungen zusammenzwang. Ottilies Tod wird vom Erzähler nicht als Suizid dargestellt, sondern als Folge unglücklicher Zufälle.

Auffälligerweise verstehen die Protagonisten diese Ereignisse jedoch nicht als bloße Unglücksfälle, sondern bewerten sie moralisch als Effekte verantwortlichen Handelns. Eduard bezeichnet den »doppelten Ehbruch« als »Verbrechen«, das er »abbüßen« wolle (W 455, vgl. W 321). Auch Ottilie bezichtigt sich mehrfach eines »Vergehens« und »Verbrechens« (W 463). Charlotte glaubt: »durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getötet« (W 460). Der Major sieht den Tod des Kindes als »Opfer« an (W 461). Auch der Erzähler (wenngleich mit charakteristischer

Zurückhaltung) erklärt »alles, was die eheliche Verbindung antastet« als »einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand« (W 320). Der Ehebruch (und als seine Folgen die Zeugung des Kindes und dessen Tod) wird also nicht nur von Ottilie, sondern auch von Eduard, Charlotte, dem Major und dem Erzähler mit dem Begriffsfeld von Verbrechen, Schuld, Opfer und Buße belegt.

Die Katastrophen werden allerdings unterschiedlich gedeutet. Eduard glaubt irrtümlich, er könne sein Verbrechen »in [Ottilies] Armen abbüßen« (W 455). Charlotte geht fehl in der Annahme, das »Schicksal« habe sich vorgenommen, »Ottilien und Eduarden [...] als das schicklichste Paar« zusammenzubringen (W 460). Der Major verkennt den Tod des Kindes als Baustein »zu ihrem allseitigen Glück« (W 461). Einzig Ottilies Konsequenz wird durch den Gang der Handlung bestätigt: »Eduards werd ich nie!« (W 463)

Ottilies Haltung entspringt nicht ihrer »ganz subjektiven und begrenzten Einstellung«,⁹⁸ sondern wird vom Erzähler auffällig inszeniert und gegenüber den Haltungen der anderen besonders legitimiert. Wie bereits erwähnt, sagt nach seiner trancehaften Ohnmacht »das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen, anmutigen Ernst« (W 462). es sei aus seiner »Bahn geschritten« und habe seine »Gesetze gebrochen«, nunmehr habe es sich jedoch in seinem »halben Totenschlaf« seine »neue Bahn vorgezeichnet«: »Gott hat mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen« (W 462f.).

Diese Selbstinterpretation Ottilies wird von der Romanhandlung bestätigt. Die abweichenden Deutungen der anderen Protagonisten und die Unmöglichkeit, aus dem Geschehensverlauf her Ottilie eine besondere Verantwortung für die Katastrophen zuschreiben zu können, zeigen jedoch an, daß (1) Ottilie hier Schuld nur in einem archaischen Sinn zugeschrieben werden kann, demzufolge jemand auch für das Rechenschaft ablegen muß, was er zwar verursacht, aber nicht intendiert hat, und daß (2) Ottilie stellvertretend für alle Beteiligten büßt. René Girards Begriff des ›Sündenbocks‹ bietet sich an, um die Funktion Ottilies im archaischen Handlungsschema des mythisch-finalen Motivationsstranges zu bestimmen. Mit dem Sündenbockschema läßt sich die von Walter Benjamin benannte Opferstruktur des Romans differenzierter beschreiben. Zentrale Stereotypen der von Girard postulierten Struktur sind in den »Wahlverwandtschaften« aufzufinden: (1) Die Opfersituation entsteht aus einer allgemeinen sozialen Krise, die sich nach Girard durch ›konfliktuelle

96 Blasius, S. 26.

97 S. 230f. Zur juristischen Diskussion um 1800 s. Blasius und Schwab, S. 280-284.

98 Schwan, S. 116.

Entdifferenzierung« auszeichnet.⁹⁹ In den »Wahlverwandtschaften« gilt das allgemein für den oben dargestellten Prozeß der Auflösung symbolischer Ordnungen und insbesondere für die Zerstörung der sakramental verstandenen Ordnung der Ehe. (2) Die Krise wird zugespitzt durch katastrophische Ereignisse, für die dem Sündenbock eine »illusorische Verantwortung« zugeschrieben wird¹⁰⁰ – im Fall Ottilies nicht vom Kollektiv, sondern in internalisierter Form von ihr selbst. »Illusorisch« ist Ottilies Schuld an den Katastrophen freilich nur, solange man ihre subjektiven Handlungsintentionen berücksichtigt. Nach archaischer Moralauffassung jedoch bemißt sich Schuld und Verantwortlichkeit nicht nach den Intentionen und individuellen Umständen des Handelnden, sondern nach dem objektiven Schadensausmaß der Handlungsergebnisse.¹⁰¹ (3) Der Sündenbock trägt Zeichen des Fremden, die ihn vom Kollektiv unterscheiden und für die »Opferselektion« prädestinieren.¹⁰² Ottilie, die »wie aus einer fremden Welt« (W 462) zu den anderen blickt, ist – wie oben gezeigt – von Anbeginn in vielfacher Hinsicht als fremd markiert. (4) Der Sündenbock wird in einem Akt kollektiver Gewalt getötet¹⁰³ – im Fall Ottilies und des Kindes handelt es sich prima facie nicht um Morde, sondern um das unglückliche Zusammenwirken verschiedener Handlungen. Doch hinter dem profanen Zufall verbirgt sich die archaische Fügung. Ottilie tötet das Kind als »Werkzeug des wunderbarsten Zufalls« (W 461). Mit Ottilies Tod wiederum erfüllt sich Mittlers Forderung: »Weit besser wäre es, daß dergleichen [d.i. Ehebruch] von einem heimlichen Gericht willkürlich bestraft würde, als daß man vor Kirch und Gemeinde davon plappern läßt« (W 482). Aus mythischer Sicht wird Ottilie durch ein archaisches »heimliches Gericht«, nicht durch profane oder kirchliche Mächte geopfert. (5) Der Sündenbock fungiert als die »Scheinursache« für die krisenhafte Entdifferenzierung der Gemeinschaft und zugleich als die Scheinursache der durch das Opfer neu hergestellten Ordnung,¹⁰⁴ seine »Transzendenz« und »Übernatürlichkeit« garantiert die dauerhafte und von sakralen Mächten legitimierte Lösung der Krise¹⁰⁵ – in der zunehmenden Sakralisierung Ottilies und im legendenhaften Romanende fin-

99 Girard, S. 48f. Eine ausführliche Diskussion von Girards Thesen zuletzt in: Walter Burkert/René Girard/Jonathan Z. Smith, *Violent Origins. Ritual Killing and Cultural Formation*, Stanford 1987.

100 Girard, S. 61.

101 Oesterdiekhoff, S. 367.

102 Girard, S. 54.

103 Ebd., S. 120.

104 Ebd., S. 76.

105 Ebd., S. 69.

den zumindest die wundergläubigen Besucher der Kapelle eine Ordnung – eine neue, die aktuelle Krise überwindende Ordnung, die auch der Erzähler im Schlußtableau des Romans beschwört.

Man mag sich schließlich fragen, was der *Sinn* der paradoxen doppelten Welt der »Wahlverwandtschaften« sein könnte. Warum wird die realistische Linie des Romans durch eine mythisch-finale unterlaufen? Eine Antwort auf diese Frage scheint mir aus einer Bemerkung von Goethes Jugendfreund Johann Heinrich (Jung-)Stilling ableitbar, der in seiner (ein Jahr vor den »Wahlverwandtschaften« veröffentlichten) »Theorie der Geister-Kunde, in einer Natur- Vernunft- und Bibelmäßigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsse« (1808) schreibt:

»Endlich gebe ich noch jedem Vernünftigen zu bedenken, ob eine Schöpfung, die von Intelligenzen, von freyen vernünftigen Wesen regiert wird, nicht Gott geziemender, der Menschheit ersprieslicher, und angenehmer sey, als eine Welt, die mit der gesammten Menschheit dem eisernen, unabänderlichen, Gebiet der materiellen Kräfte unterworfen ist?«¹⁰⁶

Jung-Stillings »Theorie der Geister-Kunde« wurde nicht nur aus aufklärerischen, sondern auch aus kirchlichen Kreisen angegriffen. Nicht zu unrecht. Denn das Unbehagen am modernen naturwissenschaftlichen Weltbild, das er hier artikuliert, das spürbare Interesse, die quantifizierende mechanische Erklärung der Naturvorgänge auch unabhängig von allen Sachargumenten abzulehnen, ist nicht spezifisch christlich. Was abgewiesen werden soll, erscheint im historischen Rückblick (entgegen Jung-Stillings Selbstverständnis) viel wichtiger als das, was an seine Stelle treten soll. Ob orthodoxer christlicher Glaube oder okkulte Mächte: was zählt, ist ihr argumentatives und suggestives Überzeugungspotential gegen die vermeintlich sinnlose deterministische Welt der Moderne. Selbst noch das Wirken bedrohlicher übernatürlicher Mächte scheint willkommener zu sein als die mechanischen Ursache-Wirkungs-Ketten stumpfer Naturgesetze.¹⁰⁷

106 Jung-Stilling, S. 188f.

107 Titzmann, S. 406: »Denn was hinter diesen Systemen steht und ihre paranoiden Strukturen begründet, ist ein nicht mehr ohne Konflikt mit irgendeiner der gleichzeitig gegebenen Wissensmengen möglicher Versuch, die Welt noch einmal als nicht-tote, als in sinnvoll erlebbaren qualitativen Kategorien beschreibbare, als auf den Menschen als Individuum oder als Gattung im Mittelpunkt der Welt hin orientierte zu erfassen. [...] Lieber soll das Individuum von Geistern, Geheimbüden, Magiern verfolgt sein, als daß es eine Größe ohne Interesse am Rande der Welt ist. Verursachungszusammenhänge können als göttliche Vorsehung, als Eingriff aus der Geisterwelt, als menschliche Manipulation begriffen werden: nur zufällig dürfen sie nicht sein.« – Ähnlich schreibt Schläffer über Goethes »horror

Auch die »Wahlverwandtschaften« artikulieren dieses Unbehagen. In ihrer erzählten Welt wird das kausalempirische Paradigma durch ein mythisch-finales paradox komplementiert. Aber die Frage nach der Gültigkeit der finalen Weltanschauung wird im Roman nicht nur gestellt, sondern auch offengehalten. Das unterscheidet ihn von Jung-Stillings nur rhetorischer Frage. Von späteren Werken mit derselben narrativen Doppelstruktur unterscheidet ihn der epistemische Status der finalen Motivierung. Die doppelte Motivierung von Geschehen macht die »Wahlverwandtschaften« nicht schon zu einem Stück phantastischer Literatur. Was etwa ein Jahrhundert später in Leo Perutz' »Marques de Bolibar« als Konglomerat heterogener Theoreme aus Okkultismus, Christentum und Aberglaube mit nurmehr geringem Bezug zum wissenschaftlichen Forschungsstand auftritt, hat in den »Wahlverwandtschaften« noch Verbindung zu den akademischen Diskussionen der Zeit.

Goethe suggeriert in seinem Roman – in dessen mythischer Bedeutungsschicht – etwas, was er in anderen Texten entschieden ablehnt. Die ästhetische Rede darf spielerisch formulieren, was der nichtfiktionalen vorenthalten ist.¹⁰⁸ Goethes zwiespältige Äußerungen über den Mesmerismus wurde bereits erwähnt. Er verwahrte sich auch gegen Jung-Stillings unbeirrten, okkultistisch getönten Glauben an die Existenz der Vorsehung, der nicht nur in Stillings autobiographischen Schriften, sondern gerade auch in der »Theorie der Geister-Kunde« deutlich zum Ausdruck kommt. Im 16. Buch von »Dichtung und Wahrheit« schreibt Goethe über Stilling:

»die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was uns vernünftigerweise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Vorstellungsart, daß alles, was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, übereilt und vernachlässigt, schlimme, schwer zu übertra-

vacui«: »Nicht das Teuflische, sondern das Bedeutungslose bildet den gefährlichsten Riß in seiner Welt« (Schlaffer, Goethes Versuch, S. 17). Goethes Gegenentwurf zur Rationalität der modernen Naturwissenschaften beschreibt Schlaffer mit Bezug auf die »Italienische Reise« als Versuch, seine eigene Biographie als »ästhetisch entworfenes und mythisch interpretiertes Leben« zu gestalten (ebd., S. 16).

¹⁰⁸ Das ästhetische Spiel mit ambivalenten Motivationsstrukturen hat Goethe in der Zeit der »Wahlverwandtschaften« mehrfach interessiert. Er lieferte Anstoß und Grundidee zu Zacharias Werners Schicksalstragödie »Der vierundzwanzigste Februar« und ließ sie 1810 in Weimar uraufführen (s. die Berichte von Friedrich Schubart und Pauline Gotter in: Goethes Gespräche, S. 511f. und 533f.); Werners Stück weist ebenfalls eine Parallelführung von empirisch-kausalem und schicksalhaft-finalen Motivationsstrang auf, auch der christlich-transzendierende Sühne-Schluß findet im Schluß der »Wahlverwandtschaften« eine gewisse Entsprechung. Zu Goethes zeitgleicher Beschäftigung mit der »doppelten Welt« der Nibelungen s. o. S. 35.

gende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn«.¹⁰⁹

Diesem Kapitel stand als Motto voran: »Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, deßwegen schadet's dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein«.¹¹⁰ Die Sentenz stammt aus dem Kontext einer Betrachtung über Justus Möser, in der Goethe das Verhältnis zwischen Poesie und Aberglaube auf eine Weise bestimmt, die nach den Ergebnissen dieses Kapitels auch auf die »Wahlverwandtschaften« bezogen werden darf. Aberglaube und Poesie erfinden gleichermaßen, so Goethe, »eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen«. Dabei lasse sich der Aberglaube jedoch mit »Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, je mehr man sich gegen sie sträubt«. Die Poesie hingegen »befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt«. Denn der Poet verleihe seinem »Halbwahn« nur eine »mentale Gültigkeit«, wodurch er »sich selbst so vorsätzlich als ungläubig Schauder zu erregen trachtet«.¹¹¹

¹⁰⁹ Werke (Hamburger Ausgabe), Bd. 10, S. 90.

¹¹⁰ Werke (Weimarer Ausgabe), I, 42/II, S. 128 (»Aus dem Nachlaß: Eigenes und Angeeignetes« [1822]).

¹¹¹ Werke (Weimarer Ausgabe), I, 41/II, S. 54f. (Über Kunst und Alterthum, Bd. 4/2 (1823): »Justus Möser«).

PALAESTR A

UNTERSUCHUNGEN AUS DER DEUTSCHEN
UND SKANDINAVISCHEN PHILOGIE

BEGRÜNDET VON ERICH SCHMIDT UND ALOIS BRANDL

Herausgegeben von

Dieter Cherubim, Fritz Paul, Horst Turk,
Christian Wagenknecht

Band 298

Matías Martínez
Doppelte Welten

VANDENHOECK & RUPRECHT
GÖTTINGEN · 1996

Doppelte Welten

Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens

von

Matías Martínez

VANDENHOECK & RUPRECHT
GÖTTINGEN · 1996